Hattingen, den 1. November 1906. 13. Jahrgang. — Nr. 44.

Der Bote aus dem Ruhrtal.



Billigstes Wochenblatt für Stadt und Land.

Erscheint am Donnerstag einer jeden Woche mit der Gratis-Beilage „Familienfreund".

Druck und Verlag von C. Hundt sel. Wwe. in Hattingen. Für die Redaktion verantwortlich: C. Zänker in Hattingen.

Bezugspreis: monatlich 15 Pfg. (frei ins Haus gebracht), durch die Post bezogen 45 Pfg. vierteljährlich (ohne Bestellgeld).

Anzeigengebühr: 12½ Pfg. die 1spaltige Zeile oder deren Raum, außerhalb des Leserkreises 15 Pfg. — Reklamen 50 Pfg.

Nach Maßgabe der betr. Versicherungs-Bedingungen sind die Abonnenten des „Der Bote aus dem Ruhrtal" bei der Nürnb. Lebensversich.-Bank in Nürnberg gegen Unfälle mit Todesfolge mit Mark 200.—, Bergleute unter Tage mit Mark 100.— versichert. Jeder Unfall muß innerhalb 3 Tagen direkt bei der Nürnberger Lebensversicherungs-Bank in Nürnberg angezeigt werden, jeder Todesfall aber sofort, spätestens innerhalb 48 Stunden. Bei Nichtbeachtung der Versicherungs-Bedingungen kann Unkenntnis derselben nicht als Entschuldigung dienen! Die Versicherungs-Bedingungen werden von Zeit zu Zeit veröffentlicht und stehen den Abonnenten jederzeit kostenlos zur Verfügung.

Die Witwen- und Waisenversicherung der Arbeiter.

Im nächstjährigen Reichshaushaltsetat wird auch wieder unter den Ausgaben des Reichsschatzamtes ein Posten enthalten sein, der sich auf die Witwen- und Waisenversicherung der Arbeiter bezieht. Bekanntlich hat das Zolltarifgesetz vom 25. Dezember 1902 bestimmt, daß der Mehrertrag aus verschiedenen landwirtschaftlichen Zöllen zur Erleichterung der Durchführung dieser Versicherung zu verwenden und bis zum Inkrafttreten des entsprechenden Gesetzes für Rechnung des Reiches anzusammeln und verzinslich anzulegen ist. Da das neue Zolltarifgesetz mit dem 1. März 1906 in Kraft trat, so wurde ein entsprechender Ausgabeposten in den Etat des Reichsschatzamtes zum erstenmale für das laufende Jahr eingestellt. Der Bundesrat hatte ihn auf 17 Millionen Mark geschätzt, der Reichstag erhöhte ihn auf 22 Millionen Mark. Wer recht mit seiner Schätzung behalten wird, wird sich erst beim Finalabschluß der Reichshauptkasse zeigen, also erst in der Mitte des nächsten Jahres. Es hat aber die Erfahrung, die man seit dem 1. März d. Js. mit den Erträgnissen der landwirtschaftlichen Zölle bisher gemacht hat, schon einen derartigen Aufschluß über die zu erwartenden Mehrbeträge gebracht, daß die Schätzung des entsprechenden Mehrpostens für 1907 sich auf geeignetere Anhaltspunkte als bisher wird stützen können. Man wird deshalb der Vorlegung des Etats des Reichsschatzamtes für das nächste Jahr mit besonderem Interesse entgegensehen. Uebrigens zeigt sich auch hier, daß es durchaus zweckmäßig war, den Zeitraum, in dem ein Gesetz über die Arbeiterwitwen- und Waisenversicherung zu erlassen ist, mit dem Beginn des Jahres 1910 zu befristen. Erst in einigen Jahren wird man genau ersehen können, mit welcher Summe man aus den Mehrerträgnissen der landwirtschaftlichen Zölle im Jahresdurchschnitt wird rechnen können. Ehe dies nicht feststeht, wird man auch kaum an die Verteilung der aus den neuen Versicherungszweigen entstehenden Lasten herantreten können. Außerdem wird ja auch wohl vorher der Versuch einer einheitlichen Organisation der Arbeiterversicherung gemacht werden, um den neuen Versicherungszweig gegebenenfalls in sie einfügen zu können.

Wie sieht's aus in der Welt?

Dem deutschen Reichstage wird bei seinem Zusammentritt am 13. November kein teueres Haupt fehlen vorausgesetzt, daß in den wenigen Tagen bis zu dem genannten Termine mors imperator unter seinen Mitgliedern nicht noch Auslese hält. Alle 397 Mandate des hohen Hauses werden besetzt sein. Und da die Diätengewährung auf die Prüfung, wie schon die kurze Erfahrung gegen Schluß des abgelaufenen Fessionsabschnittes bewies, einen außerordentlich günstigen Einfluß ausübt, so wird die leidige Klage über chronische Beschlußunfähigkeit in der kommenden Tagung voraussichtlich nicht wieder laut werden. Wir dürfen also auf eine flotte Abwickelung der Reichstagsgeschäfte rechnen.

Die Einführung des Kronprinzen in die Zivilverwaltung, die der Kaiser soeben für das Winterhalbjahr befohlen hat, entspricht dem Herkommen im Hohenzollernhause. Der jetzige Kaiser lernte die Zivilverwaltung im Winter 1882/83 kennen und wie damals, so geschieht jetzt die Einführung durch den Oberpräsidenten der Provinz Brandenburg in Potsdam, nur daß dieser jetzt v. Trott zu Solz heißt, damals aber Dr. Achenbach hieß. Seinerzeit wurden regelmäßige Arbeitsstunden abgehalten, in denen dem damaligen Prinzen Wilhelm eine Uebersicht über die verschiedenen Zweige der Staatsverwaltung, ihre Bedeutung, ihre Abgrenzung und ihre Ziele gegeben wurde. Auch das wird sich jetzt wiederholen.

Der Landwirtschaftsminister v. Podbielski findet nur noch im Lager des Bundes der Landwirte unbedingte Zustimmung zu seiner Haltung in der Fleischteuerungsfrage, von allen übrigen Parteien bis zu den Landwirtschaftskammern wird sein Verhalten gemißbilligt. Aeußerst scharf wendet sich die „Köln. Ztg." gegen den Minister: Der Landwirtschafts-Minister, der berufene Vertreter der Staatsregierung, die bestrebt sein sollte, die Gegensätze zwischen den einzelnen Interessentengruppen auszugleichen, ist in der Fleischfrage selbst Interessent und hätte daher, seit diese Frage kritisch geworden ist, sein Amt niederlegen müssen. Es sei höchste Zeit, daß der Reichstag endlich wieder zusammentrete, um mit den herrschenden Zuständen einmal gründlich abzurechnen. Die „Braunschw. Landesztg." will erfahren haben, daß der Rücktritt des Landwirtschaftsministers v. Podbielski besiegelt und zu seinem Nachfolger der Oberpräsident der Rheinprovinz, Freiherr v. Schorlemer, definitiv in Aussicht genommen sei. Da der Reichstag in wenigen Tagen zusammentritt, so kann die endgültige Entscheidung nicht mehr lange ausbleiben.

Gegenüber der jetzigen polnischen Schulbewegung wird, wie nicht anders zu erwarten war, die preußische Regierung nicht nachgeben. Ruhig, aber bestimmt und wenn nötig unter Anwendung aller durch Gesetze und Verordnungen gegebenen Handhaben wird der Bewegung entgegengetreten werden. Inzwischen dehnt sich der Schulstreik gegen des deutschen Religionsunterrichts weiter aus und auch die Ausschreitungen der Polen nehmen zu. So wurde der Lehrer Kuban in Kosten von Polen überfallen und schwer mißhandelt. Angesichts der Ausschreitungen ist dringend zu wünschen, daß Maßnahmen zum Schutze der Lehrer getroffen werden.

In Deutsch-Südwestafrika ist es wiederum zu scharfen Gefechten gegen die Hottentotten gekommen, die durchaus erfolgreich verliefen. Von den deutschen Soldaten ist dabei erfreulicherweise keiner gefallen oder verwundet worden, während die Hottentotten vier Tote, elf Gewehre und dreißig Reittiere zurückließen. Bei der Verfolgung wurden sie nach dreistündigem Kampfe auseinandergesprengt.

Die Parlaments-Eröffnung hat in den meisten auswärtigen Staaten begonnen, und in Paris und Wien war sie von Ministerwechseln begleitet. An der Seine hat sich der bisherige Minister des Innern, Herr Clemenceau, zum Premierminister emporgeschwungen und mit Männern umgeben, von denen er weiß, daß sie blindlings seinen Weisungen folgen. Unter ihnen befindet sich auch der General Picquart, der s. Z. so energisch für die Unschuld des Kapitäns Dreyfus eintrat. Er ist Kriegsminister geworden, aber man kann gerade nicht sagen, daß die Offizierskreise, die ohnehin auf die radikale Regierung so schlecht wie nur möglich zu sprechen sind, darüber erbaut wären. Ministerpräsident Clemenceau ist ein Mann, dem man alles zutrauen kann; er ist nicht deutschfreundlich, dagegen sehr für England eingenommen. Wenn er am Ruder bleibt, so ist nicht zu bezweifeln, daß die französisch-englischen Beziehungen sich noch enger, als bisher, gestalten werden, aber ob er lange kommandieren wird, muß sich erst herausstellen. In Frankreich ist bekanntlich nichts so dauernd, als der Wechsel. Jedenfalls regt sich Deutschland über den neuen „Zivil-Diktator" von Frankreich, wie Herr Clemenceau bereits genannt wird, nicht im mindesten auf, wir haben auf dem Welttheater schon ganz andere Persönlichkeiten gehen und kommen sehen. Wir warten ab!

Weniger angenehm muß es uns berühren, daß die Ungarn in ihrem magyarischen Großmachtsdünkel es fertig gebracht haben, den österreichisch-ungarischen Minister des Auswärtigen, den Grafen Goluchowsky, den überzeugten Dreibunds-Freund, von seinem Platze zu verdrängen, weil er von den himmelstürmenden ungarischen Zukunftsplänen nicht genügend begeistert war. Sein Nachfolger, der bisherige Botschafter von Aehrenthal aus Petersburg, ist ebenfalls ein entschiedener Dreibundsfreund, aber traue fortan einer den stolzen Magyaren! Der alte Witz: „Es gibt nur zwei Reiche, Himmelreich und Ungarnreich!" kann mal einen tieferen und bedenklichen Sinn gewinnen, jedenfalls

Der Treue Lohn.

Original-Novelle von Th. Schmidt.

(Schluß.)

Als der Postmeister gleich darauf Arm in Arm mit seinem bescheiden und verlegen grüßenden Untergebenen in die „gute Stube" eintrat, da erhoben sich alle an der Tafel, an der man inzwischen Platz genommen, und gratulierten dem Alten zu der Rückkehr seines Sohnes. Der Pfarrer konnte es nicht unterlassen, in einer kurzen Ansprache auf das große Glück hinzuweisen, dessen die Eltern des jungen Paares sich heute zu erfreuen hätten. Dann wandte er sich gegen den Kapitän. „Versöhnt mit dem Schicksal, dessen Hand schwer auf Ihnen lag, geliebt und verehrt von derjenigen, die einst Ihr Jünglingsherz entflammte, geachtet und bewundert von allen, die Ihr trauriges Geschick kannten, dürfen Sie, mein lieber Herr Kapitän, heute stolz vor den Menschen das Haupt erheben, aber auch in Demut Gott danken für das, was er an Ihnen getan. Er hat Sie nicht mit dem Stachel der Erbitterung im Herzen in dem moralischen Schlamme der Welt versinken, sondern Sie als gereiften Mann aus der Prüfung hervorgehen lassen und als Belohnung dafür, daß Sie nur in der Erfüllung ihrer Berufspflicht Trost für die Bitternisse des Lebens suchten, Ihnen diejenige erhalten und auf wunderbarem Wege wieder zugeführt, die fest an Sie glaubte und Ihnen Liebe und Treue bewahrte. Möge Gott auch ferner seine Hand über Sie und die Auserwählte ihres Herzens halten. Mit diesem Wunsche leere ich nach deutscher Sitte das Glas auf Ihr Wohlergehen."

Es war schon spät, als die kleine glückliche Gesellschaft sich von der Tafel erhob. Die Kosten der Unterhaltung hatte meist der Kapitän tragen müssen. Man wollte von ihm erfahren, wie es ihm ergangen in all den langen Jahren, und er hatte den aufmerksamen Zuhörern eine hochinteressante Schilderung von seinem Leben zur See, vom armen Schifferlehrling, als welcher er die Reise unentgeltlich von Deutschland nach Newyork zurücklegte, bis zum Kapitän und Teilhaber einer großen Schiffahrtsgesellschaft, gegeben. Als er sich mit seinem Vater von der Gesellschaft verabschieden wollte, winkte ihn die Frau des Hauses noch einmal in ein Nebenzimmer.

„Höre ich recht, mein lieber Sohn", redete die Frau Postmeister den Kapitän ern stan," so wollen Sie uns schon gleich nach Neujahr Nora wieder entführen, und zwar als Ihre Gattin." Nora huschte in diesem Augenblicke lauschend an die Seite des Geliebten.

„Das ist mein Wunsch, teuerste Mama."

„Aber bedenken Sie doch die Aussteuer, das wird . .

„Ist schon alles besorgt, Nora hat gestern in Hamburg alles gekauft, was wir vorerst nötig haben," unterbrach sie der Kapitän.

„Du, Nora, woher sollen wir denn so schnell — hm; Herr Kapitän, ich meine, das müßte doch wohl ernstlich . . ."

„Nora hat alles bezahlt, Frau Postmeister!"

„Glaubs nicht, Mama, er hats getan, er wollte nicht mal meine Ersparn . . . Der Kapitän hielt ihr den Mund zu und drückte ihren Kopf an seine Brust. „Still davon, kleine Maus! Wenn ein Vogelpaar sein Nest baut, dann trägt das Männchen das Material dazu herbei und das Weibchen richtets nett und wohnlich ein."

Die Frau Postmeister atmete erleichtert auf. Die Aussteuer hatte ihr seit gestern schon viel Kopfzerbrechen gemacht. Der Kapitän half ihr über das peinliche der Sache geschickt hinweg. „Wie denken Sie, liebe Mama, über die Stelle bei Mistres Carper in Newyork?" fragte er. „Ich habe der Dame heilig versprechen müssen, ihr für Nora Ersatz in ihrer Schwester Johanna, welche jener nach dem Familienbilde sehr gefällt, zu verschaffen. Du hast Mama doch schon unterrichtet, Nora?"

Nora bejahte und die Frau des Hauses äußerte erfreut: „Die Sache ist in Ordnung. Johanna will in vier Wochen abreisen; sie wäre töricht, wenn sie nicht eine solche Stelle annehmen wollte."

„Das ist recht," meinte der Kapitän. „Johanna wird sich schon in die neuen Verhältnisse schicken. Wer weiß, obs nicht ihr Glück ist. Und nun möchte ich mich für heute verabschieden. Uebermorgen, am heil. Christabend, wollen wir recht vergnügt sein und einen prächtigen Tannenbaum herrichten, nicht wahr, Schatz? Ich habe seit meiner Abreise von Deutschland keinen Christabend mehr gefeiert und keinen Tannenbaum mehr schimmern sehen." —

O neues Rüstzeug, alter Kampf!
Wo treff ich Glück und Ruh? . . .
O Erdenphosphor, Gas und Dampf!
Fahr zu, mein Schimmel, fahr zu.
Scheffel (Posthornklänge).

VII.

Der Ort, wo meine Wiege stand —
Das ist mein Paradies.

Fritz Bormann empfand die Wahrheit dieses Wortes an sich, als er mit dem Vater nach langen Jahren heute wieder über die Schwelle des kleinen Häuschens trat. Wieviele Erinnerungen aus fröhlicher Kinderzeit knüpften sich nicht an jeden Gegenstand! Da stand noch auf dem Hausflur die alte eichene Truhe mit den starken Eisenbeschlägen und der braungestrichene Kleiderschrank; über der Küchentür hing noch das alte kolorierte Bild, den „Ausbruch des Vesuvs" darstellend, und in dem Wohnzimmer mit seinen hellen eschenen Möbeln war alles unverändert, selbst die grüne Tapete, wenn auch stark ausgebessert, hatte dem Zahn der Zeit widerstanden; auch dort in der Ecke der plumpe lederbeschlagene Sorgenstuhl war — doch nein, an ihn knüpften sich nur schmerzliche Erinnerungen, denn dort hatte die Mutter jahrelang krank und siech gesessen, sein Auge mochte nicht länger dabei verweilen. Der Vater, merkend, wie eingehend Fritz alles betrachtete, ergriff die Lampe und leuchtete ihm durch alle Räume. Dabei klagte er, daß seine Augen nicht mehr so wollten, wie vordem und daß er oft Schwindel im Kopfe spüre. Und ob er sich denn in den Jahren seiner Abwesenheit so sehr

kennzeichnet er treffend den Hochmut und die Eitelkeit, die in Budapest herrschen. Mit dem Dreibund ist es bekanntlich sowie so nicht mehr so felsenfest bestellt, wie einst, in den alten Zeiten. Das steht nun mal fest, mag auch aus Rom noch so viel erklärt werden, es stehe alles zum Besten. Der deutsche Staatssekretär des Auswärtigen von Tschirschky, der in Rom verweilt und auch vom Papst empfangen worden ist, hat gewiß in Konferenzen mit seinem italienischen Kollegen, dem Minister des Auswärtigen, Tittoni, manche bestandene italienische Extratour-Neigung auf ein normales Maaß zurückgeführt, aber Italien ist nun einmal stark an Frankreich und England herangeschwenkt; das ist nicht rückgängig zu machen. Hoffen wir das beste für die Zukunft!

Der Raubmörder mit dem Holzbein.

Vor wenigen Tagen wurde Newyork durch den unter eigentümlichen Umständen erfolgten Tod einer bildhübschen jungen Schauspielerin, die eine große Rolle in der Welt, in der man sich nicht langweilt, spielte, in große Erregung versetzt. Margaret Leslie wurde in ihrer Wohnung, die sie in einem der elegantesten Hotels hatte, auf einem Divan liegend, tot aufgefunden. Die Gashähne waren weit aufgedreht und die Fenster- und Türritzen sorgsam verstopft, so daß die Polizei einen Selbstmord annahm. Daß der Brillantschmuck Margarets, der einen Wert von über 10 000 Mark repräsentierte, fehlte, machte jedoch die Polizei stutzig. Es wurde festgestellt, daß am Abend, der dem Tode der Schauspielerin vorausging, ein junger Mann aus einer der ersten Familien Newyorks bei ihr gewesen war und sie zu ziemlich vorgerückter Stunde verlassen hatte. Schon wollte die Polizei den jungen Mann verhaften, als sich ein Chikagoer Juwelenhändler meldete, der angab, einen Teil der vermißten Schmucksachen von einem Mann mit einem Holzbein gekauft zu haben. Da ein Mann mit einem Holzbein in demselben Hotel logierte, wie die Schauspielerin, verhaftete die Polizei den Mann, einen gewissen Howard E. Nicholas, und sagte ihm auf den Kopf zu, die Schauspielerin ermordet zu haben. Nicholas ließ sich überrumpeln und gestand ein, in Gemeinschaft mit einem stellenlosen Apotheker das Verbrechen verübt zu haben. Seit langer Zeit hatten sie bereits geplant, die Schauspielerin zu berauben. Zu diesem Zwecke hatten sie das Zimmer neben den Räumen Margarets Leslies gemietet und erspähten tagelang eine günstige Gelegenheit. In der Mordnacht verließ die Schauspielerin, kurze Zeit nachdem ihr Freund weggegangen war, auf einen Augenblick ihr Zimmer, ohne es abzuschließen. Die beiden Spießgesellen benutzten den Moment, ungesehen in das Zimmer ihres Opfers zu schlüpfen. Als Margaret zurückkehrte, sprangen sie auf sie zu, und knebelten sie, bevor sie einen Laut zu geben vermochte. Dann töteten sie das Mädchen mit Chloroform und raubten in aller Ruhe sämtliche Schubladen aus. Sie fanden mehrere hundert Dollar und den gesamten Schmuck der Unglücklichen. Bevor sie das Zimmer verließen, verstopften sie die Fensterritzen und drehten die Gashähne auf, um den Anschein eines Selbstmordes zu erwecken. Nicholas wurde nach diesem Geständnis sofort in das Untersuchungsgefängnis abgeführt, und auch sein Komplize wurde am gleichen Tage verhaftet. Die Juwelen hatte der Mörder in einer Höhlung seines Holzbeines verborgen gehabt.

Vom Räuberhauptmann Voigt.

Das Geheimnis des Ueberfalles des Rathauses zu Köpenick bei Berlin ist bald genug, früher als vielfach erwartet worden war, gelüftet, und die Person des überkecken Patrons, der die Stadtkasse der bekannten Wäscherstadt um 4000 Mk. erleichterte, festgestellt worden. Ein alter Zuchthäusler, der 57jährige Schuhmacher Voigt, hat diesen Streich, der ganz Deutschland beschäftigt und, sagen wir es, wie es war, belustigt hat, fertig





gebracht, ein Mensch von „ordinärem Herkommen", der in der Tat nichts „Hauptmannsmäßiges" an sich hatte und der es nur seinem großen Munde verdankt, eine ganze Stadtbehörde nebst Polizei und Gendarmerie eingeschüchtert zu haben, nachdem die Berliner Gardisten, die er auf der Landstraße angetroffen hatte, ohne weiteres seinem Befehle gefolgt waren. Der überschlaue und überzuversichtliche Patron wird mit einer nicht unerheblichen Freiheitsstrafe seinen Geniestreich zu büßen haben, aber diese „Köpenicker Stadtgeschichte" dürfte unter den interessanten Ereignissen des Jahres 1906 dauernd registriert sein. Alles in allem liegt kein Anlaß vor, diesen Zwischenfall, der soviel Heiterkeit wegen der gelungenen Art seiner Durchführung und der begleitenden Nebenumstände erweckte, ins Tragische zu verwandeln. Das Deutsche Reich geht nicht unter und die deutsche Armee leidet keinen Schaden, weil ein Dutzend Soldaten von einem dreisten Gauner gefoppt sind. Es ist schon gesagt, daß Bedacht zu nehmen ist, die Möglichkeit von neuen solchen Komödien zu verhüten, aber damit ist es auch genug. Sonst liegt nichts vor, zu behaupten, daß das nun gerade bei „deutschen Verhältnissen" möglich gewesen sei. Die auf den Schwindel hineingefallenen Köpenicker Stadtväter müssen sich ebenfalls mit ihrer Energielosigkeit abfinden; wäre die Sache irgendwo in einem versteckten deutschen Winkel vor sich gegangen, sie wäre mit ein paar Worten abgetan gewesen. Doch die Köpenicker werden kaum in ihrer geistigen Bedeutung niedriger einrangiert sein wollen, wie die Berliner selbst, mit denen sie in so enger Verbindung stehen. So ist jetzt das Geheimnis der Person des Kassenräubers enthüllt, die Polizeibehörden im deutschen Reiche können das Forschen einstellen, und wieder hat sich dabei gezeigt, daß abgefeimte Verbrecher sich am sichersten in der großen Stadt dünken. Was jetzt noch zu sagen ist, gehört vor den Strafrichter, und dann wird der Vagabund wieder in einsamer Zelle nachdenken können über die „schönen Tage von Köpenick". Die ihr durch den falschen Hauptmann gemausten 4000 Mark hat die Stadt bis auf einige hundert Mark, die Voigt für Zivilanzug und einige Kleinigkeiten auslegte, zurückerhalten.

Die verkaufte Braut.

Ein kaum glaubliches Gaunerstückchen wird aus Geestemünde gemeldet. Ein fremder Arbeiter, der mit seiner angeblichen Frau in einem Orte des Kreises Geestemünde wohnte und mit einem ebenfalls dort ansässigen Schäfer näher bekannt wurde, teilte diesem mit, daß die bei ihm wohnende Frau nicht seine rechtmäßige Frau, sondern nur seine Braut sei. Gleichzeitig erklärte er sich bereit, dem Schäfer gegen eine einmalige Vergütung von zehn Mark die Braut abzutreten, wenn er sie heiraten wolle. Der Schäfer war dazu bereit und zahlte 10 Mark an den Arbeiter, nachdem auch die betreffende Frauensperson mittels Handschlags ihr Einverständnis zu der neuen „Besitzergreifung" erklärt hatte. Die drei reisten alsdann zusammen auf Kosten des Schäfers nach Geestemünde, wo dieser die Verlobungsringe kaufte. Bei der nun folgenden Verlobungsfeier wußte der Arbeiter dem glücklichen Bräutigam plausibel zu machen, daß er vielen Formalitäten aus dem Wege gehe und schneller mit seiner Braut zur Ehe komme, wenn das Paar nach Berlin reise und sich dort trauen lasse; er selbst werde in diesem Falle als Brautführer fungieren. Der Schäfer ließ sich bereden, kaufte die Fahrkarten nach Berlin, die gemeinsame Reise wurde angetreten, in Bremen aber unterbrochen, weil die „Braut" ihre Garderobe ergänzen mußte. Außer Kleid, Hut, Schuhen und sonstigen notwendigen Sachen, kaufte der Schäfer seiner Braut auch noch eine Uhr nebst Kette. Als die „Braut" gehörig ausgestattet war, und der Schäfer einige hundert Mark ausgegeben hatte, sollte die Reise nach der Reichshauptstadt fortgesetzt werden. Auf dem Hauptbahnhofe in Bremen stieg der Schäfer in ein Abteil, in dem er wegen Ueberfüllung nur allein noch unterkommen konnte. Die „Braut" und der

---

verändert habe, wie er, Fritz, unterwegs gegen den Pfarrer äußerte; o er hätte es wohl gehört, er hätte 'n feines Ohr.

Der Kapitän hätte antworten können: „Du bist nicht um zehn, sondern um zwanzig Jahre gealtert, Vater." Aber das tat er nicht, sondern meinte, daß er es nun besser bekäme durch die Pensionierung und er solle jeden Tag einige Gläser stärkenden Weins trinken." Aber davon wollte der Alte nichts wissen, er geriet sogar in Aufregung, als er das Wort Pensionierung hörte. Er wollte nicht die Hände in den Schoß legen; wenn er nicht mehr fahren könne, so würde er krank," so sagte er, und der Kapitän vermied es vorsichtig, von der Bahn, Pensionierung und der Aufhebung der Post zu sprechen.

Nach einer Stunde legten sich beide zu Bett, und während der Kapitän von seiner schönen Braut, von seinen Erlebnissen als Knabe und Jüngling träumte, lag sein Vater, dem der ungewohnte Wein Kopfschmerzen bereitete, wachend im Bett und durchlebte noch einmal die Tage der letzten Wochen und den heutigen frohen Tag.

Auch am heil. Abend und in den Feiertagen mußte er mit Fritz in der Familie des Postmeisters speisen, doch lehnte er es ab, Wein zu trinken, da er Kopfschmerzen danach bekäme. Daß er sich schon seit einigen Tagen nicht recht wohl fühlte, verschwieg er, um seinem Sohn, der sich in der frohesten und heitersten Stimmung befand, die Freude nicht zu verderben.

Fritz befand sich seit seiner Ankunft in der Tat in einem Freudenrausche. Am Christabend, als der große bis zur Decke reichende Tannenbaum, den er und Nora fast ganz allein geschmückt, im Kerzenglanz erstrahlte und jeder seine Geschenke für die anderen herbeiholte, da hatte auch er schmunzelnd eine bislang versteckt gehaltene Kiste geöffnet und daraus seine Geschenke hervorgezogen. Zuerst kam da ein Plüschmantel mit Pelzbesatz zum Vorschein, welcher der Frau Postmeister einen Ausruf des Entzückens entlockte und als der Kapitän im nächsten Augenblicke ihre Gestalt damit umhüllte und Nora sie vor den Spiegel schob, da wurde sie sprachlos vor Staunen, denn sie hatte geglaubt, das kostbare Geschenk sei für Nora bestimmt. Fritz Bormann kannte ihre schwache Seite, denn während er die gerührt und dankend ihn umarmende Mutter seines lieben Mädchens lachend abwehrte, dachte er daran, mit welcher Befriedigung jene morgen durch das Städtchen zur Kirche gehen würde, um allen Damen zu zeigen, daß keine einen solchen kostbaren Mantel besäße.

Für jeden hatte Fritz ein wertvolles Geschenk, es machte ihm Freude, anderen Freude bereiten zu können.

„Gönnen Sie mir doch das Vergnügen: es ist mir ein Bedürfnis, Ihnen allen zu beweisen, wie lieb ich Sie habe," antwortete er dem Postmeister, der ihm eben mit ernster Miene zu verstehen gab, daß er für seine Familie ein kleines Vermögen geopfert habe. „Bedenken Sie, daß ich seit neun Jahren keinen Menschen mehr am heiligen Christabend erfreut habe, daß ich fast mein ganzes hohes Einkommen zurücklegen konnte, da ich mich keinem Menschen anschloß und niemals in Gesellschaft ging. Ich kaufe nie etwas unnützes, wenn ich aber etwas kaufe, so muß es auch etwas gediegenes sein. Da ich als Teilhaber des Schifffahrt-Unternehmens über eine Summe Geldes jährlich verfüge, die nach deutschen Begriffen ein kleines Vermögen bedeutet, so steht die Ausgabe in durchaus richtigem Verhältnisse zu meiner Einnahme. Und wie es mir Bedürfnis ist, Ihnen allen meine Liebe und Hochachtung zu beweisen, so ist es mir auch ein Bedürfnis, einmal so recht vergnügt zu sein. Sie müssen es mir nicht übel nehmen, wenn ich in ihr stilles Heim etwas Unruhe und Aufregung hineinbringe; es ist mir so wohl, wie dem Gefangenen, der plötzlich die köstliche Freiheit erlangt hat und darüber aufjubelt."

Der Pfarrer, welcher im Sopha seine Zigarre rauchte, nickte wiederholt zu den Worten des Kapitäns, welcher sich jetzt an die Anwesenden wandte und sie zu einem Christgesang aufforderte: „Seit neun Jahren habe ich kein deutsches Weihnachtslied mehr gehört," sagte er ernst.

Das war den ganz in den Anblick ihrer vielen schönen Geschenke vertieften Knaben eine willkommene Gelegenheit, „Onkel Fritz" ihre Dankbarkeit beweisen zu können. Schnell reichten sie sich einander die Hände, Elly und Johanna, und zuletzt, als der Kreis um den strahlenden Baum noch nicht reichte, schlossen sich auch die Frau Postmeister und Nora an:

O du fröhliche, o du selige,
Gnadenbringende Weihnachtszeit . . .

erscholl es durch den hellerleuchteten kleinen Raum. Nora sah während des Gesanges mit glückstrahlenden Blicken nach Fritz hinüber und in ihrem Antlitz spiegelte sich plötzlich eine tiefe Rührung, sah sie doch, wie des Geliebten Augen nach innen gekehrt schienen und daß aus denselben zwei große Tränen zu Boden fielen. Sie hatte ihn vor kurzem noch der Härte und der Gefühllosigkeit geziehen und jetzt mußte sie sehen, wie mächtig ihn das einfache Lied, das er als Knabe so oft gesungen, ergriff. Hatte sie noch daran gezweifelt, ob der große stattliche Mann im rauhen Schifferleben nicht gegen weichere Empfindungen abgestumpft sei, so konnte ihr dieser Moment beweisen, welch weiches Gemüt in der Brust des geliebten Mannes verborgen schlummerte. Als sie nach dem Absingen noch einiger unserer herrlichen Weihnachtslieder aus dem Kreise heraustrat und ihn mit einem Kuß auf die Stirn aus seinen tiefen Sinnen aufschreckte, da zog er sie zu sich nieder und sprach: „Ich danke Dir, mein alles, das war schön, das war herrlich, Nora, diese Stunde zeigte mir aufs neue, was ich, trotz aller Summen, die ich drüben erwarb und des Ansehens, dessen ich mich in meinen Kreisen zu erfreuen habe, bislang noch entbehrte. Diesen Christabend in Deiner und Deiner Familie lieben Gesellschaft werde ich nie vergessen."

So im Kreise beschiedener, fröhlicher Menschen das langentbehrte Glück genießend und Freude austeilend, flossen dem Heimgekehrten die Tage schnell dahin. Nur des Vaters Aussehen bereitete Fritz manchmal Sorge. Er hatte längst bemerkt, daß sein Gemüt unter der Vorstellung, mit dem letzten Tage des Jahres seine Tätigkeit als letzter Post-Schirrmeister einstellen zu müssen, in hohem Grade litt und daß tröstende oder auf sein hohes, der Ruhe bedürftige Alter hinweisende Worte das Uebel eher verschlimmerten als besserten. Der Postmeister, dies einsehend, hatte den Seinigen streng untersagt, in Gegenwart des alten Bormann von der Eröffnung der Bahn oder seiner Pensionierung zu sprechen.

Die Bahn war fertig und sollte am 1. Januar dem Betriebe übergeben werden.

Am 31. Dezember fuhr danach der gelbe Postwagen zum letztenmale aus dem Städtchen. Der Posthalter, welchem durch das Eingehen der Post ein schwerer Schaden zugefügt wurde, hatte den Postwagen und die Pferde mit Grün geschmückt und mit wehmütigen Blicken zum letztenmale aus dem Posthalterei-Hofe ziehen sehen. Schweigend hatte Bormann sich vor dem Posthause auf den Bock gesetzt und das Signal zur letzten Abfahrt gegeben. Wer den Alten heute durch die Straßen fahren sah — an einigen Stellen waren zu Ehren der Post Flaggen ausgesteckt — der ahnte wohl nicht, welche Anspannung aller physischen Kräfte es ihn kostete, auf seinem Platze da oben auszuhalten. Obschon ein stechender Kopfschmerz ihn plagte, wollte er doch bis zum letzten Augenblicke im Dienste ausharren.

Als die Post gegen 4 Uhr am Nachmittage von dem Badeorte X zurückkehrte und kurz vor der Stadt die Strecke durchfuhr, welche neben der neuen Bahn herlief, da brauste gerade der erste hübsch bekränzte und mit Fähnchen geschmückte Zug mit einer Anzahl höherer Eisenbahnbeamten, welche die Eisenbahnlinie probeweise durchfuhren, an ihr vorbei; und während aus den Koupeefenstern Tücher geschwenkt wurden, grinste der rauchgeschwärzte Heizer auf der Lokomotive einen Moment höh-

Die Entwickelung der Alters- und Invaliditäts-Versicherung in Westfalen von 1891—1904.

Die Landesversicherungsanstalt Westfalen hatte in den 14 Jahren eine Gesamteinnahme an Beiträgen von 77½ Mill. Mark. Die jährlichen Einnahmen wuchsen, nachdem 1892 durch das Ausscheiden des Allgemeinen Knappschaftsvereins in Bochum gegen 1891 ein Rückgang von mehr als 1 Million eingetreten war, fernerhin stetig, und zwar von rund vier Millionen auf rund 7½ Mill. Die Zahl der Versicherten belief sich 1891 auf 395 000, dagegen 1904 auf 626 000. An dem Erlös aus den Beitragsmarken war 1891 die erste Lohnklasse noch mit 10,51 Prozent beteiligt, 1904 nur noch mit 3,13 Prozent; dagegen stieg der Anteil der Lohnklassen 4 und 5 zusammen von 19,56 auf 36,05 Prozent; der Durchschnittswert einer Marke stieg von 23,57 Pfg. auf 25,57 Pfg. Die Rentenbewilligungen machten einschließlich des Reichszuschusses rund 37 Mill. Mk. aus; von den Renten waren 41 600 Invalidenrenten, 1540 Krankenrenten und 14 500 Altersrenten. Von allen Rentenberechtigten entfallen auf den Regierungsbezirk Münster 26,90 Prozent, auf Minden 23,60 Prozent und auf Arnsberg 47,91 Prozent, der Rest von 1,59 Prozent auf andere Bezirke. Die hauptsächlichsten Ursachen der Invalidität sind Lungentuberkulose und andere Lungenkrankheiten, die bei 36,46 Prozent der Fälle vorliegen. Ein Heilverfahren ist bei 14 550 Versicherten angewandt worden. Die Zahl stieg von 5 im Jahre 1891 auf 3015 im Jahre 1904. An Kosten wurden dafür rund 3 Mill. Mark aufgewandt, im Jahre 1904 allein 670 000 Mk. In etwa zwei Drittel aller Fälle ließ sich ein teilweiser Erfolg feststellen, in je ein Sechstel der Fälle voller und gar kein Erfolg. Der Hauptteil bildeten auch hier Lungenkranke. Benutzt wurden hauptsächlich die Volksheilstätte bei Lüdenscheid und das Bad Lippspringe. Versuchsweise ist die Fürsorge für Erkrankte seit 1902 auch auf die Bekämpfung der Trunksucht angewandt worden, und zwar bei solchen Personen, die bei sonstiger körperlicher und geistiger Gesundheit der Trunksucht verfallen sind und dadurch erwerbsunfähig zu werden drohen. Die Einrichtung von Krankenpflegestellen auf dem Lande ist seit 1902 gefördert durch Gewährung von Zuschüssen an bestehende Krankenanstalten; im Jahre 1904 wurden an 69 Krankenpflegeanstalten zusammen 4950 Mk. gegeben. Von der Befugnis, Rentenempfänger an Stelle der Rentengewährung in einem Invalidenhause oder einer ähnlichen Anstalt unterzubringen, ist seit dem Jahre 1901 in 268 Fällen Gebrauch gemacht worden. Eine eigene Anstalt ist nicht vorhanden, sondern es sind mit einer großen Zahl von fremden Kranken- und Pflegeanstalten entsprechende Vereinbarungen getroffen worden; am meisten benutzt wurden das Genesungs- und Invalidenheim in Grundschöttel bei Volmarstein und das St. Elisabeth-Krankenhaus in Blankenstein. Die durchschnittliche Leistung der Versicherten an Beiträgen stieg ganz langsam von 5,14 Mk. im Jahre 1902 auf 5,81 Mk. im Jahre 1904; dagegen stieg die durchschnittliche Gegenleistung der Anstalt von 1,26 auf 10,31 Mark. Seit 1898 ist diese größer als die Leistung der Versicherten, und zwar in stetig steigendem Maße. In den Jahren 1893 bis 1904 sind an Darlehen für den Bau von Arbeiterwohnungen zusammen rund 8½ Mill. Mark gegeben worden, 1904 allein 1¼ Million. Die Darlehen für den Bau von Heilstätten betragen 2 Millionen Mark. Der Vermögensbestand der Anstalt beläuft sich zurzeit auf 57 Millionen Mark; der Allgemeine Knappschaftsverein in Bochum hat ein Vermögen von 34 Millionen Mark.

Ueber die Zusammenkunft der Gräfin Montignoso und ihrer Söhne

erfährt die „Chemnitzer Allg. Ztg.“, deren Chefredakteur am Tage der Zusammenkunft in München war, folgende Einzelheiten: „Kaum konnten die Prinzen, im Gesandtschaftshotel angekommen, den Augenblick erwarten, da sie die Mutter wiedersehen sollten; wiederholt gingen sie ans Fenster. Da endlich, um 9 Uhr, fuhr die Mutter vor. Sie kam ins Zimmer, in dem sie, gegen das Licht gewandt, standen. Sie mochte kaum glauben, daß es ihre Söhne seien, so groß und stramm waren sie geworden, seit sie sie nicht mehr gesehen. In überwältigendem Gefühle der Freude drückte sie beide ans Herz, umarmte bald den Kronprinzen, bald den Prinzen Christian, und streichelte ihre Wangen, und die Prinzen küßten ihre Mutter innig. Sofort entwickelte sich der vertraulichste Verkehr. Die Kinder knüpften in ihrer Unterhaltung an Ereignisse früherer Zeiten in freundlichem Familienleben des Königshauses an und bis in die kleinsten Einzelheiten erinnerten sie sich an dies und jenes. So sagte z. B. Prinz Christian: Weißt Du, Mutter, in Moritzburg schlafe ich immer in dem Bett, in dem Du geschlafen hast.“ Und der Kronprinz fragte die Mutter: „Weißt Du, daß Tia — so ist der Kosenamen für Prinzen Christian — den Typhus gehabt hat? Seitdem ist er aber ganz gesund.“ Als der Kronprinz ihr sagte: „Mama, wir sind Leutnants geworden. Ich habe auch schon viele Orden!“, da fiel ihm dann Prinz Christian ins Wort: „Bei der Parade, da war alles sehr schön. Nur das hat mich geärgert, daß die Leute gelacht haben, als ich vorbeimarschierte.“ Die Frau Gräfin erzählte ihren Söhnen, daß sie sich ein Automobil gekauft hätte, welches sie aber in Modena wegen eines Defekts habe zurücklassen müssen. Darauf erwiderte Prinz Christian: „Wir werden jetzt auch an der Riviera Automobil fahren.“ Die beiden Prinzen freuten sich sehr auf die Reise nach Italien, nur meinten sie, „an der Grenze solls so schrecklich sein, bei der Gepäckrevision und dem Zoll.“ Aber gleich darauf sagten sie, gleichsam beruhigend: „Wir haben aber einen Paß, da lassen uns die Leute in Ruhe. Du hast doch auch einen Paß, Mama; da können Dich die Leute auch nicht belästigen!“ Als die Gräfin nach ihren früheren Bediensteten fragte, so nach der Mademoiselle Dallerie, der Erzieherin der Prinzessinnen, den Kammerdienern, Lakaien und Kutschern, da gaben die Prinzen freudig Auskunft, und wie aus einem Munde klang es: „Denke Dir, Mama, Stange (ein alter Kammerdiener für die Prinzen), ist immer noch bei uns! Er ist jetzt mit hier!“ Während sich dann die Gräfin Montignoso mit dem Major o'Byrn unterhielt, spielten die Prinzen mit der Prinzessin Monica, die sich schnell mit dem Töchterchen des Gesandten, Freiherrn v. Friesen, befreundet hatte. Beim Frühstück, an dem die kleine Monica nicht teilnahm, schälten die Brüder Nüsse und steckten sie ihr abwechselnd in den Mund. Plötzlich aber schien Prinzessin Monica Eifersucht anzuwandeln. Als die Mutter sagte: „Sieh, Moni, das sind der Mama Kinderchen, gerade so wie Du eins bist,“ klammerte sich die Kleine an den Hals der Mutter. Beim Abschied von ihren Kindern sagte die Frau Gräfin zu ihnen: „Sagt dem Papa vielen Dank von mir für die unendlich große Freude, die er mir durch das Wiedersehen mit euch bereitet hat. Hoffentlich findet recht bald eine Wiederholung statt, und auch ein Wiedersehen mit den anderen Kindern, ich wäre ihm von ganzem Herzen dank-



bar, wenn er dies gestatten würde. Umarmt und küßt den Papa und die Geschwister für mich.“ Dabei hatten die Prinzen ihre Mutter fest umschlossen: „Gewiß, Mama, wir werden es tun.“ Wehmütig sahen die Prinzen, die sich hin und wieder auch in kindlich liebevoller Weise mit der Großmutter, der Großherzogin von Toskana, unterhalten hatten, den Weggehenden nach. Bei der Verabschiedung von dem Gesandten Freiherrn v. Friesen gab die Frau Gräfin ihrer Dankbarkeit für die taktvolle Art und Weise Ausdruck, mit der er das Wiedersehen eingeleitet, und das Harte der Situation gemildert hatte. Als die Damen im Hotel „Kontinental“ zukamen, standen der greisen Großherzogin und ihrer Tochter Freudentränen in den Augen. Wie das genannte Blatt weiter erfährt, wird in Hofkreisen mit Befriedigung anerkannt, daß die Gräfin seinen Takt bei der Begegnung bewiesen habe. Wenn aber nun hier und da die seltsame Vermutung laut geworden sei, daß das Wiedersehen der Mutter mit ihren Kinder der erste Schritt zu einer Annäherung der Gräfin Montignoso an den sächsischen Hof sein könnte, so sei diese phantastische Erwartung mit einem Ausspruch des Königs Friedrich August zu widerlegen, der in jüngster Zeit erst auf eine leise Andeutung bemerkte: „Ich ververstehe die Leute gar nicht, das kann ich ja gar nicht, das ist für immer ausgeschlossen.“

Eine lächerliche Begebenheit

in dem ersten blutigen Verlaufe des siebenjährigen Krieges, ist die Achtserklärung gegen König Friedrich den Großen, welche auf Veranlassung des Kaisers Franz I., des Gemahls Maria Theresias, der deutsche Reichstag zu Regensburg am 17. Januar 1757 erließ. Der preußische König war seines Einfalls in Sachsen wegen als Lands- und Reichsfriedensbrecher angeklagt, ihm auch Reichsverrat und Religionsbedrückung vorgeworfen worden. Es war ihm eine Frist bis Oktober 1757 gewährt, damit er seine bösen Taten wieder gut machen und bei kaiserlicher Majestät reumütig Verzeihung erbitten könne. Natürlich verlief die Gnadenzeit ohne Ergebnis und nun sollte die Urteilsurkunde dem preußischen Gesandten am Reichstage in Regensburg zugestellt werden.

Dem Reichstagsnotar Dr. Georg Matthias Joseph Aprill, kaiserlicher Hofrat, ward beauftragt, am 13. Oktober die Uebergabe der Achtserklärung vorzunehmen. Er legte seine Amtstracht, schwarzen samtbesetzten Mantel, Lockenperücke, Haarbeutel, Klapphut und mittelalterlichen Doktordegen an, nahm den Prokurator Dr. Goebel und den Konsistorialschreiber Rockinger als Zeugen mit und ließ sich bei dem preußischen Gesandten Baron von Plotho melden. Dieser ließ ihm aber sagen, er habe jetzt wichtigere Sachen zu erledigen, Aprill möge morgen wieder kommen. Dieser ging und erschien am 14. mittags mit seinen Begleitern abermals bei Baron von Plotho, der sie in seinem Vorzimmer in Schlafrock und Pantoffeln empfing. Auf die barsche Frage: „Was haben Sie anzubringen?“ überreichte Dr. Aprill seine Urkunde. Als der preußische Gesandte sah, daß sein König in der Aufschrift nur als Markgraf und Kurfürst bezeichnet war, schrie er seinen Besuch an: „Hinaus, Flegel!“ Aprills Begleiter verschwanden schnell aus dem Zimmer, der Reichsnotar, der noch zögerte, beförderte ein Fußtritt Plothos auf die Galerie der Treppe, seine Achtserklärung flog ihm nach und die Bedienten des Gesandten sorgten auf Befehl ihres Herrn dafür, daß Dr. Aprill schleunigst die Haustür fand. So ward die Reichsacht, die einst das schrecklichste der Schrecken war, zu einem Spott der Welt gemacht. Am 5. November 1757 widerfuhr dasselbe dann bei Roßbach auch der deutschen Reichsarmee.

Der Spargroschen.

Von Rudolf Hirschberg-Jura.

(Nachdruck verboten.)

Pünktlich wie immer kam der Bürgerschullehrer Häberlein mittags 12 Uhr 10 Minuten nach Hause, wusch sich die Hände, zog seinen Hausrock an und setzte sich zu Tisch. Ordnungsmäßig warteten hier bereits das dampfende Essen sowie seine Frau und drei Kinder auf ihn. Denn der Vater konnte bei einer Unregelmäßigkeit sehr böse werden.

Die einfache, aber sehr geschickt und schmackhaft zubereitete Mahlzeit, die Frau Häberlein den Ihrigen vorsetzte, mundete allen ausgezeichnet, und der Vater würzte sie noch durch belehrende Reden. Er liebte es, wenn die Kinder bei Tische allerhand Fragen an ihn stellten, und war stolz, ihre jugendliche Wißbegierde aus dem reichen Schatze seiner Kenntnisse befriedigen zu können.

Er war ein musterhafter Hausbacken, und es vergingen oft Wochen, ohne daß er sich den unschuldigen Genuß eines Glases Bier gegönnt hätte. Doch prickelte in seinem Blute ein sonderbares Gemisch von zufriedener Hausbackenheit und wilder Abenteuerlust; es war ein bescheidener armer Teufel mit allerhand verkümmerten und unterdrückten noblen Passionen.

Heute hörte sie ihm besonders freundlich und fast mit einem heimlichen Lächeln zu, wie er wieder in seinem gewöhnlichen Groll über das ungerechte Schicksal murrte, das ihn nicht in die Höhe kommen ließ. Ein anderer von seinen Fähigkeiten und Kenntnissen wäre längst ein berühmter Gelehrter geworden, während er sich tagaus tagein abplagen mußte, der Schuljugend das Einmaleins beizubringen. Ein anderer wäre längst als Weltreisender in Amerika auf der Büffeljagd gewesen und hätte in Afrika ein paar Löwen erlegt. Er aber blieb Zeit seines Lebens an die Scholle gefesselt. Selbst unter seinen Kollegen, wie manchem war da durch ein kleines Vermögen oder durch eine Mitgift der Frau die Möglichkeit geboten worden, sich auf der Universität weiter auszubilden oder sich durch einen Aufenthalt im Auslande in einer fremden Sprache zu vervollkommnen. Ihm war solches Glück natürlich nicht beschieden. Nicht einmal eine kurze Ferienreise konnte er sich mit seiner Familie erlauben. Denn er war zu arm. Nicht die geringste Auffrischung oder Anregung gab es für ihn, immer nur das alte Elend!

Damit hatte er sein Gemüt wieder einmal beruhigt, gab seiner Frau den gewohnten Nachmittagskuß und setzte sich mit heiterem Gesicht ans Fenster, um behaglich in einem Buche über Naturheilkunde zu lesen.

Als der Mann und die Kinder in die Schule gegangen und Küche und Geschirr wieder in Ordnung gebracht worden waren, schloß Frau Häberlein die oberste Schublade ihrer Kommode auf, nahm unter der Wäsche eine Schachtel hervor und öffnete sie. Fünf blanke Zehnmarkstücke lagen darin, und ihre Augen glänzten gar glücklich bei diesem Anblick. Sie tat den kleinen Schatz wieder an seinen Ort, setzte sich zum Wäscheausbessern an das Fenster und dachte an morgen.

Morgen war ihres Mannes Geburtstag, und sie freute sich auf die glückliche Ueberraschung, die der gute Gustav beim Anblick dieser Menge Geld haben würde. Groschen- und pfennigweise hatte sie es in langer Zeit mühsam vom Wirtschaftsgeld zusammengespart. Man weiter Weg mit dem schweren Marktkorb zu einem billigeren Wurstladen oder Gemüsekeller und manch ängstlich genaue Berechnung war dazu nötig gewesen. Manch unmögliches Wäschestück hatte sie immer noch einmal ausgebessert und gebrauchsfähig gemacht, und manches Frühstücksbrot hatte sie trocken gegessen und den Schmalztopf geschont, um den kleinen Reichtum zusammenzubringen. Aber nun lag er blank und wirklich im Kasten, und ihrer sorglichen Sparsamkeit winkte in der Freude ihres lieben Mannes der herrlichste Lohn.

Mit dieser Summe würde Gustav eine kleine Reise bestreiten oder sich sonst eine Ferienfreude bereiten können. Vielleicht würde er sich auch einen neuen Sonntagsanzug bestellen, denn der jetzige wurde allem Aufbürsten mit Salmiakwasser zum Trotz immer glänziger. Oder er würde den Kindern etwas Nützliches kaufen. Fünfzig Mark waren doch ein reiches Kapital, mit dem sich gar mancherlei anfangen ließ. Eine unbedingt nötige Ausgabe stand ja jetzt nirgends bevor. Das Geld war geradezu übrig, ganz wie bei reichen Leuten. Wie würde dieser Ueberfluß ihn erheitern und ihn wenigstens einige Zeit das dürftige Gefühl der Armut vergessen machen. Nun würde er auch nicht mehr mit halben Worten über die fehlende Mitgift schelten. Denn dieses Geld brachte sie ihm doch ganz unverhofft zu. Mit ihrer wirtschaftlichen Klugheit und ihren fleißigen Händen hatte sie es verdient. Frau Häberlein war recht glücklich.

Am anderen Morgen aber war die wirkliche Ueberraschung ihres Mannes noch weit größer, als sie gedacht hatte. Die sechs Paar selbstgestrickter Strümpfe zwischen den beiden Blumenstöckchen betrachtete er mit gewohnter Freundlichkeit. Als er aber die im ersten Augenblick übersehenen fünf Goldstücke bemerkte, war er zunächst vor Staunen ganz sprachlos, und dann klang seine Stimme fast hart, als er rief: „Was ist denn das? Wo hast du denn das Geld her?“

Frau Häberlein sah ihn nur glücklich lächelnd an.

„Du hast doch nicht etwa für Geld Handarbeiten gemacht?“ fragte er strenge. Das hatte er ihr ausdrücklich ver-

bolen, und sie würde nie gewagt haben, etwas wider seinen Willen zu tun.

„Ich habe es vom Wirtschaftsgeld übrig behalten, Gustav! Nun kannst du dir irgend eine Freude damit machen," sagte sie mit stolz klopfendem Herzen und lehnte unter strömenden Freudentränen ihren Kopf an seine Brust.

Da war er besänftigt und sagte mild und freundlich: „Das ist recht von dir, daß du sparsam mit dem Gelde umgehst, das ich so sauer verdient habe, und es nicht unnütz vertust! — — Wir essen heute eine halbe Stunde später zu Mittag. Ich habe vorher etwas zu besorgen."

Frau Häberlein merkte natürlich sofort, daß er gleich einen guten Anfang mit der nützlichen Verwendung des Spargroschens machen wollte, und hielt zur bestimmten Zeit das festliche Mahl bereit, unter gespannter Erwartung, was ihr Mann wohl Schönes mit nach Hause bringen würde.

Strahlenden Antlitzes trat der Herr Lehrer über die Schwelle und trug über die Schulter ein elegantes Jagdgewehr.

Bekam er keine Fragen, so behandelte er aus eigenem Antriebe irgend ein Gebiet aus der Erdbeschreibung, Geschichte oder Naturkunde. Am liebsten erzählte er jedoch aus dem Leben bedeutender Männer, die sich aus niederen Anfängen emporgearbeitet und aus eigener Kraft zu Macht, Ruhm oder Geld gelangt waren. Dann pflegte er wohl auch wehmütig zu seufzen, wenn er das reichbewegte Leben der großen Entdecker, Erfinder, Feldherren oder kaufmännischen Unternehmer mit seinem eigenen ärmlichen Dasein verglich.

Nach Tisch mußten sich die Kinder bis zum Beginn des Nachmittagsunterrichts in den nahe gelegenen öffentlichen Anlagen herumtummeln, während Herr Häberlein bei einer Tasse dünnen Kaffees ein halbes Stündchen mit seiner Frau plauderte, um dann irgend ein lehrreiches Buch zur Hand zu nehmen. Das Mittagessen mit darauffolgender Plauderei war seine einzige Erholung den ganzen Tag über, aber er würde keine Freude daran gehabt haben, wenn er sie nicht mit unausgesetzten, wenn auch nur halb ausgesprochenen Klagen über die beschränkte Engigkeit seiner Lebensführung angefüllt hätte.

Frau Häberlein, die ihrem Manne nur eine sehr ärmliche Aussteuer mit in die Ehe gebracht hatte, schmerzten die versteckten Vorwürfe in seinen Klagen tief. Denn sie verrichtete mit dem kärglichen Wirtschaftsgeld wahre Wunder an unbemerkter Sparsamkeit. Dem bescheidenen Haushalte war keine Spur von Dürftigkeit anzusehen, nur glänzende Sauberkeit und Ordnung, wohin man blickte. Aber der Herr Lehrer verzehrte sich nun einmal in Sehnsucht nach dem höheren, besseren Leben, zu dem er sich geboren glaubte, und seine Frau stopfte Strümpfe und hörte ihm geduldig

„Da, sieh her," sagte er. „Gerade fünfzig Mark hat es gekostet. Das ist doch hübsch. Was?"

„Aber, Gustav, du kannst doch gar nicht schießen!"

„Nein. Aber es wird sich sehr hübsch machen, wenn wir es über dem Sofa aufhängen. Wenn wieder Geld übrig bleibt, das du nicht brauchst, kauf' ich mir noch ein paar Pistolen."

Frau Häberlein heftete ihre Augen starr auf das kostbare Schießeisen, das mit so viel Sorge und Mühsal bezahlt war. Sie hatte am Morgen zu viel Freudentränen vergossen; so blieben ihren Augen nur zwei arme bittere Tropfen, die der Herr Lehrer nicht bemerkte.

Er war sehr heiter und gab den lauschenden Kindern eine anschauliche Schilderung einer afrikanischen Löwenjagd.

Die erhofften Pistolen aber hat er sich nie kaufen können. Es ist seitdem nichts mehr übrig geblieben in der Wirtschaftskasse. Sowie Frau Häberlein ein paar Mark erspart hat, kauft sie Linnen für die künftige Ausstattung ihrer Töchter.

Berühmte Belagerungen.

Vor Troja haben die Griechen zehn Jahre gelegen, bevor sie die vielturige Feste bezwangen, und das Andenken an diese berühmteste unter allen Belagerungen hat der größte Dichter auf ewig jung erhalten; Herodot erzählt von der Stadt Azoth, die sich gegen den König Psammetich 29 Jahre lang hielt. Diese alten Plätze wurden meist ausgehungert und das erschütternde Beispiel für solche Städte, die in furchtbarster Not und höchster Entbehrung sich erst ergaben, sind Karthago und Jerusalem, in denen die zähe semitische Rasse lieber verhungerte, als ihre Tore öffnete. Karthago hielt sich am Ende des dritten punischen Krieges, 146 v. Chr., so ein Jahr lang, noch bei der Erstürmung von Bewohnern Schritt für Schritt gegen die Römer verteidigt, ja schließlich in Flammen gesteckt: Jerusalem hat mehrere solche Einschließungen durchgemacht, von den Seiten des Nebukadnezar bis zu ihrem Fall unter Titus im Jahre 70 n. Chr., der viele Monate vergeblich die Stadt berannte. Die alte, so vielen heilige Stadt, wurde von Grund aus zerstört; gewaltige Opfer forderten überhaupt alle diese Belagerungen. So verlor Richard I. von England vor Akkon, das er zwei Jahre belagerte, sechs Erzbischöfe, 112 Bischöfe, 40 Grafen, 500 Barone und 300 000 Krieger. Solche Belagerungen ähneln kaum noch den neueren Methoden der Einschließung einer Feste. Bei der Belagerung von Calais im Jahre 1347, bei der die Gemahlin Königs Philipp Eduard III. von England um das Leben der Bürger bat, sollen zum ersten Male Kanonen zur Anwendung gekommen sein, und seitdem haben die festen ungeheuer dicken Mauern gar oft den neuen Ungetümen sich öffnen müssen, wie in der Mark, wo die „faule Grete" die stolzen Burgen der Ritter zerbrach. Eine gewaltig lange Belagerung hat die Insel Kreta ausgehalten, deren Hauptstadt sich im Jahre 1669 nach 24 Jahren den Türken ergab, die während dieser langen Kämpfe mehr als 200 000 Mann verloren. Auch Gibraltar ist der Schauplatz zweier denkwürdiger Belagerungen gewesen, als Frankreich und Spanien ihre stärksten Streitkräfte ins Feld führten, um den Engländern diesen „Schüssel zum Mittelländischen Meer" zu nehmen. 1779 wurden starke Angriffe unternommen, die Feste zu stürmen, doch sie wurden abgeschlagen. Zwei Jahre später beschloß eine stattliche Anzahl von Schiffsbatterien mit schweren Geschützen den Felsen, doch die britische Garnison zerstörte die Geschütze durch ein hitziges Bombardement. Obwohl die Verbündeten 47 Linienschiffe, zehn schwimmende Batterien mit 212 Geschützen, außerdem 12 000 Mann und 1000 Kanonen zu Lande gegen die Feste führten, obgleich sie täglich 6000 Kugeln in die Stadt schossen, wurde das nie eroberte Gibraltar doch nicht eingenommen. Unter den Belagerungen, die im 19. Jahrhundert stattfanden, sind bei außerordentlich vielen die Russen als Angreifer oder Verteidiger beteiligt. So belagerten sie vom 17. Mai bis zum 26. Juni 1854 Silistria, bis die türkische Garnison einen Ausfall machte und die Belagerungswerke zerstörte. In demselben Jahre bombardierte und belagerte die baltische Flotte Bomarsund, das sich nach kurzer Verteidigung übergab. Langwierig und verlustreich waren auch die zwei Belagerungen von Kars, von denen die eine im Krimkriege stattfand und bei der die Russen nach einer heldenmütigen Verteidigung durch den englischen General Williams Sieger blieben. Im russisch-türkischen Kriege 1877 fand die zweite Belagerung statt, in der die Stadt von den Russen in einem zwölfstündigem Kampfe mit einem Verlust von 7500 Mann erstürmt wurde. In demselben Kriege war auch die denkwürdige Belagerung von Plewna, das Osmann Pascha verteidigte und das die Russen erst nach ungeheuren Verlusten, immer wieder abgeschlagenen Sturmangriffen und nach schwerer Beschießung erobern konnten. Im Jahre 1881 hat dann der große General Skobelew die türkischen Streitkräfte nach einer Belagerung von über drei Wochen bei Geoktepe zrr Uebergabe gezwungen. Doch die wichtigste unter all diesen Belagerungen war die von Sewastopel im Krimkriege. Die fünfzigjährige Wiederkehr dieses denkwürdigen Ereignisses, das am 28. September 1854 mit dem Anrücken der verbündeten französisch-englischen Armeen begann, hat nun die Russen wieder in einer von feindlichen Massen eingeschlossenen Festung gefunden. Als das Bombardement begann, glaubte man, daß die Festung binnen 24 Stunden fallen würde, doch hielt er sich fast ein Jahr, während furchtbare Kämpfe stattfanden und eisig kalte Winter und die Cholera die Reihen der Verbündeten lichteten. Die Russen haben oft bewiesen, daß sie mit ihrer zähen Energie, ihrem wortlosen Aushalten von Entbehrungen und ihrer nie entmutigten Standhaftigkeit glänzend zur Verteidigung einer Feste geeignet sind. Schon bei diesen Belagerungen erwiesen sich aber die Mauern als ziemlich unnütz. Die Zeiten waren vorüber, da man zunächst Bresche schoß, dann mit Faschinen die Laufgräben überbrückte und darauf zum Sturm vorging. Bei dem Feldzuge in Italien sind zuerst gezogene Kanonen benutzt worden, und seitdem hat sich die Tragweite der Geschütze enorm gesteigert. Die Kanonen Napoleons I. bestrichen nur eine Fläche von 300 Meter; 1870 trugen die Kanonen 6000 bis 7000 Meter, und heute reichen sie 12 bis 14 Kilometer weit. Da können Mauern freilich nicht mehr nützen. Vielleicht die berühmteste Belagerung und die heldenmütigste Verteidigung während des Krieges 1870/71 war die von Belfort, dessen Mannschaft unter einer mörderischen Kanonade, die 63 Tage dauerte, sich 105 Tage lang hielt, erst auf Veranlassung von Jules Favre kapitulierte, und der freier Abzug mit allen kriegerischen Ehren gewährt wurde. In den allerneuesten Kriegen sind die Belagerungen von Ladysmith, die 118 Tage, Kimberley, die 126 Tage, und Mafeking, die 218 Tage, sowie von Port Arthur, die fast ein Jahr dauerte.

Das große Los.

„Eclair" eine französische Zeitung, hat den guten Einfall gehabt, den Gewinnern des großen Loses nachzuforschen und sich bei ihnen oder ihren Freunde zu erkundigen, wie sie ihr Glück aufgenommen hatten. Die Wirkung des Zufalls, der sie reich machte, war je nach Eigenart und Anlage der Glückspilze sehr verschieden. Ein Pariser Schutzmann gewinnt 100 000 Fr. Der Mann verläßt den Dienst, und da er sehr fromm ist, verbringt er jetzt sein Leben mit Pilgerfahrten zu allen berühmten Heil gtümern der Christenheit. Der Werkführer Maß einer Eisengießerei in Amiens gewinnt denselben Betrag. Man fragt ihn, was er bei der Nachricht empfunden habe. „Was ich empfunden habe? Ich habe so viel und vielerlei empfunden, daß ich den ganzen Tag nichts gegessen habe." Ein Kaffeehausbesitzer in St. Frorentin wollte nie gestehen, daß er das große Los gewonnen hatte. „Wenn man jemand glücklich sieht, so erweckt das zu viel Neid." Ein Dachdecker Dutheil erfährt, daß sein Los mit 250 000 Fr. herausgekommen ist. Er freut sich sehr und ruft: „Donnerwetter! ich würde gern eine Flasche Wein zum Besten geben. Wie schade, daß ich keinen Pfennig Geld habe!" Man stürmt zu einem Privatbeamten in Marseille, um ihm anzukündigen, daß das Glücksrad ihm 50 000 Fr. beschert hat. Er bleibt ganz ruhig. „Es mußte so kommen," sagt er einfach; „ich habe in den Loterien immer Glück gehabt." Ein anderer Gewinner von 500 000 Fr. ein Bäckergeselle Chamberlin, der im Faubourg St. Honoré arbeitet, erfährt sein Glück am Abend. Er bleibt vor seinem Backofen bis um 4 Uhr morgens. „Mein Tagewerk war noch nicht getan, das habe ich doch vollenden müssen." Ein Omnibuskutscher gewinnt 100 000 Franken. Er bleibt ruhig auf seinem Kutscherbock. „Ich habe mir ausgerechnet, daß 100 000 Fr. weniger eintragen, als ich bei der Omnibusgesellschaft verdiene. Also bleibe ich Omnibuskutscher. Ein Fischer des alten Hafens von Marseille, Franz Isnard, übt seinen Beruf als reicher Mann weiter aus. „Ich bin's einmal gewohnt," erklärte er. Ein kleiner Beamter erhält 100 000 Fr. Man drängt ihn, seine Stelle aufzugeben, nicht länger zu arbeiten. „O!" erwiderte er, „man arbeitet im Amt so wenig!" Ein Riemer, der 125 000 Fr. gewinnt, sagt, als der Kassierer beim Auszahlen des Gewinnstes ihn fragt, ob er zufrieden sei: „Ja, denn ich werde jetzt einige Stockwerke tiefer ziehen. Ich wohne fünf Treppen hoch und das ist ein bißchen viel für meine alte Mutter." Alle sind freilich nicht so weise und gemütsruhig Ein kleiner Geschäftsmann in Montargis, namens Piédouche, dem sein Geld zu Kopfe steigt, läßt sich ein schönes Haus bauen und an der Schauseite eine große Marmorplatte anbringen, auf der man in Goldschrift liest: „Herr Piédouche, der am 25. Januar 1888 das große Los von 500 000 Fr. gewonnen, hat sich diesen Bau als sein Wohnhaus aufrichten lassen." Der Gewinner des großen Loses der „Lotterie des Kunstgewerbes", Herr Breton, kam zu einer halben Million durch ein Los, das er im Kartenspiel gewann. Einige Monate später versank er in tiefe Schwermut. Als man nach dem Grunde forschte, erfuhr man, daß er das ganze Geld weggeschenkt hatte und sich nun darüber grämte, daß alle Beschenkten ihm mit Undank begegneten.

Allerlei.

Eine Statistik der Hundertjährigen. Menschen, die über 100 Jahre alt sind, finden sich, wie die Zeitschrift „School Guardian" schreibt, mehr in Gegenden mit milderem Klima als in den höheren Breitegraden. Im Deutschen Reiche hatten von einer Bevölkerung von 55 000 000 nur 78 das 100. Lebensjahr überschritten. Frankreich mit einer Bevölkerung von 40 000 000 hat 213 Hundertjährige. In England gibt es 146, in Irland 578 und in Schottland 46. Schweden hat 10, Norwegen 23, Belgien 5, Dänemark 2 und die Schweiz keinen Hundertjährigen. Spanien mit einer Bevölkerung von 18 000 000 hat 400 Personen über 100 Jahre. Von den 2 250 000 Bewohnern Serbiens haben 575 das 100. Jahr überschritten.

Der Wert der Eisenbahnen. Wenn jemand die Eisenbahnen der ganzen Welt ankaufen wollte, so müßte er, wie eine statistische Berechnung ergibt, dafür die kleine Summe von rund 170000 Millionen oder 170 Milliarden Mark, also 34 mal so viel als die von Frankreich an Deutschland gezahlte Kriegsentschädigung ausgeben. Um diese Summe zu bestreiten, müßte das Jahreseinkommen sämtlicher europäischer Staaten acht Jahre lang aufgespeichert werden.

Ein Achat für 260000 Mark. Aus London wird berichtet: „Ein kostbarer Stein zu verkaufen; der größte und in seiner Art einzige in der Welt. Nähere Einzelheiten und eine Photographie erhält man bei Signora B. Rom." Diese Anzeige erschien in der vorigen Woche in einer Londoner Zeitung; Nachfragen bei der Dame ergaben, daß es sich um den größten Achat handelt, den man je gesehen hat. Er ist hellgelb, sehr schön schattiert, und fast einen Meter breit. Die venezianische Republick bezahlte für einen Achat, der nur den dritten Teil so groß war, eine Summe, deren heutiger Wert 800 000 Mk. beträgt, während für diesen Riesenachat nur 260 000 Mk. gefordert werden. Aber selbst zu diesem Preise wird der schöne Stein schwerlich einen Käufer finden, da Achat nicht modern ist: „Es ist wirklich ein orientalischer Onyx", meinte ein englischer Juwelenhändler, „der vor Jahren wegen seiner auffallenden Größe ein Vermögen wert gewesen wäre. Aber heutzutage trägt niemand Achat; wenn der Stein zerschnitten wäre, so wäre das fortgeworfenes Geld. Das einzige wäre, ihn zu einer Tischplatte zu benutzen, aber dann bleibt es noch zweifelhaft, ob ein Kaufmann 260000 Mk. dafür zahlen würde.

Fünfundsiebzig Kilometer Haare. Wohl wenige Damen sind sich bewußt, daß die Menge der Haare, die sie auf dem Kopfe tragen, einzeln aneinander gereiht eine Länge von sechzig bis fünfundsiebzig Kilometer ergeben. Bei besonders üppigem Haar kann es sogar vorkommen, daß eine junge Dame jeden Morgen bis zu hundert und mehr Kilometer goldblonder Locken zu kämmen und bürsten hat.

Das kleinste Bild der Welt hat ein flämischer Künstler gemalt. Es ist das Bild von einem Müller, der die Treppe seiner Mühle hinaufsteigt und einen Sack Getreide auf dem Rücken trägt. Die Mühle steht in der Nähe einer Terrasse. Dicht dabei sieht man Pferd und Wagen nnd eine Gruppe von Bauern, die auf der Landstraße müßig umherstehen. Alles dies ist auf die Seite eines gewöhnlichen Weizenkornes gemalt; man muß ein Mikroskop nehmen, um zu sehen, wie genau die Ausführung ist. Das Bild ist noch nicht einen halben Quadratzoll groß.

Kein Versehen. Junggeselle: „Sie haben aber ein komisches Versehen gemacht, indem Sie anstelle des Bräutigams den Vater der Braut beglückwünschten."

Alter Herr: „Keineswegs. Ich habe selbst eine Tochter und ich weiß, was Töchter kosten."

Industrie, Handel und Verkehr.

Essener Viehmarkt vom 29. Oktober.

Amtlicher Bericht der Notierungskommission. Auftrieb: 110 Ochsen, 549 Kühe und Kalben, 231 Bullen und Bauzen, 2640 Schweine, 110 Schafe, 454 Kälber. Preise für 50 Kgr. Schlachtgewicht. Ochsen: 1. Vollfleischige, ausgemästete Ochsen höchsten Schlachtwertes bis zu 7 Jahren 70—82 Mk. 2. Junge, fleischige, nicht ausgemästete, ältere ausgemästete Ochsen 75—78 Mk. Kalben und Kühe: 1. Vollfleischige, ausgemästete Kalben höchsten Schlachtwertes 79—80 Mk. 2. Vollfleischige, ausgemästete Kühe höchsten Schlachtwerts bis zu 7 Jahren 75—77 Mk. 3. Aeltere ausgemästete Kühe und wenig gut entwickelte jüngere Kühe und Kalben 69 bis 73 Mk. 4. Mäßig genährte Kühe und Kalben 64—67 Mk. Bullen: 1. Vollfleischige, ausgemästete Bullen bis zu 5 Jahren 74—75 Mk. 2. Vollfleischige, jüngere Bullen 79 bis 82 Mk. 3. Mäßig genährte jüngere und ältere Bullen 55—68 Mk. Schafe: 1. Mastlämmer und jüngere Masthammel 83 Mk. 2. Aeltere Masthammel 77—80 Mk. 3. Mäßig genährte Hammel und Schafe (Merzschafe) 70—75 Mk. Preise für 50 Kgr. Lebendgewicht. Kälber: 1. Doppelender 75—76 Mk. 2. Feinste Mastkälber (Vollmilch-Mast) und beste Saugkälber 60—61 Mk. 3. Mittlere Mastkälber und gute Saugkälber 55—58 Mk. 4. Geringe Saugkälber und ältere gering genährte Kälber (Fresser) 45—50 Mk. Schweine: Mit 20 Proz. Tara. 1. Vollfleischige Schweine der feineren Rassen und deren Kreuzungen im Alter bis zu 1¼ Jahren 70—71 Mk. 2. Fleischige Schweine 67—69 Mk. 3. Gering entwickelte Schweine sowie Sauen und Eber 62—65 Mk. Tendenz: langsam geräumt.

lang und auf den Schultern niederrollend, im Nacken mit einer farbigen Schleife gebunden.

Die Eigenliebe Alland Römsays war toll; er stellte sich selbst über Peter den Großen und verglich stets den Grad von Wichtigkeit, welchen beide in den Augen der Welt behaupteten. „Ehrgeiziger Zar," sprach er oft, „ich würde meine Berühmtheit doch nicht gegen die Deinige eintauschen."

Napoleon der Erste war sehr eitel auf seinen kleinen Fuß.

Salvator Rosa verglich sich mit Raphael und Michael Angelo. Er behauptete, der erstere sei trocken, dem zweiten fehle es an Zartheit. Raphael aber war auf das Talent und den Ruhm Michael Angelos neidisch.

Kotzebue war so eitel und neidisch, daß er keine berühmte Persönlichkeit in seiner Nähe duldete und diesen Groll selbst auf deren Porträts und Statuen ausdehnte.

Spinoza hatte die Gewohnheit, Spinnen sich bekämpfen zu sehen und mußte sich die Seiten halten vor Lachen, wenn er diesem Insektenkriege zusah.

Kardinal Richelieu erholte sich gewöhnlich von großen politischen Geschäften durch heftige Bewegung. So sah ihn einst der Graf von Gramont, wie er mit seinem Diener zu Wette in seinem Garten herumsprang.

Tycho-Brahe zerstreute sich, indem er Augengläser polierte.

Moses Mendelssohn ruhte aus von geistiger Anstrengung, indem er die Ziegel auf seines Nachbars Dach zählte.

Goethe liebte eine gezähmte Schlange, haßte aber die Hunde.

Oliver Cromwell spielte mit seinen Töchtern und Dienern blinde Kuh.

Karl der Zweite zog in Jamesgarden Hühner auf und kultivierte die Rasse jener schönen Hunde, die heutzutage noch die Benennung „King-Charles" führen.

Beethoven liebte es, mit den Füßen im kalten Wasser zu stehen. Er goß in seiner Stube so viel aus, daß ein völliger Teich entstand, der durch die Dielen in die untere Wohnung niederträufelte. Des abends und morgens lief er gerne barfuß im feuchten Felde herum.

Buntes aus der Geschichte.

Eigentümliches Zusammentreffen. Bekanntlich begann Feldmarschall Graf Moltke seine militärische Karriere in Dänemark. Der ausgezeichnete junge Offizier fand aber dort wenig Anerkennung und trat in preußische Dienste, wo seinem Genie die herrlichste Entfaltung möglich war. Prinz Eugen wollte in die französische Armee unter Ludwig XIV. eintreten; der französische König verschmähte ihn, er ging nach Oesterreich und Ludwig XIV. hatte es bitter zu bereuen, den Prinzen nicht in seine Dienste genommen zu haben. — Auch bei dem österreichischen Feldmarschall von Laudon traf es sich ähnlich. Als junger Mensch stellte er sich Friedrich II. vor, der ihn aber zurückwies und äußerte: „Das Gesicht dieses Menschen gefällt mir nicht." Später hat er es bei Hochkirch, Kunersdorf, Glatz und Schweidnitz bitter einsehen müssen, welche Kraft er damals von sich gestoßen hatte. Von welchen Fügungen hängen oft Ereignisse und Taten ab, die in die Weltgeschichte mächtig eingreifen. Wer weiß, wie alles gekommen wäre, wenn Moltke in Dänemark, Eugen in Frankreich und Laudon in Preußen geblieben wären?

Gesundheitliches.

Ruhige Kälte ist kein Grund, das gesunde, normale Kind im Zimmer zu behalten. Schon mit drei bis vier Wochen kann und soll das kleine Kind, selbst im Winter, hinausgetragen oder gefahren werden in den Sonnenschein. Ist es entsprechend gut verwahrt, so schadet ihm dies nichts; es kommt ganz munter, mit frischen roten Bäckchen nach Hause, wenn es eine halbe bis dreiviertel Stunde draußen gewesen ist. Größeren Kindern schadet natürlich die Kälte an sich erst recht nichts; halten doch selbst kleine Kinder 10 bis 12 Grad Reaumur ganz ohne Nachteil aus. Ein anderes Ding aber ist es, wenn gleichzeitig der Wind weht. Würde das Kind im Freien den Mund geschlossen halten, nicht unnötig sprechen und nur durch die Nase atmen, also die Atmungsluft vorwärmen, anstatt sie direkt der Lunge zuzuführen, so wäre vielleicht auch der Wind nicht gar so schlimm. Aber das Kind versteht dies meist noch nicht; es ist noch zu wenig geschickt im Nasenatmen, und so kommt es, daß bei Wind der kalte Luftstrom direkt und tief in die Atmungswege eindringt, diese heftig reizend. Bei Wind sei man also stets vorsichtig; zeigt aber der Rauch der Schornsteine oder eine Wetterfahne die Richtung aus Nordosten an, so lasse man das Kind hübsch im gut gelüfteten, angenehm erwärmten Zimmer und zwar lieber nicht unmittelbar am Fenster, durch welches bei starkem Wind ein recht unangenehmer Zug zu blasen pflegt.

Entzündete Augen müssen fleißig gekühlt werden. Das Kühlen ist auch gesunden Augen sehr dienlich, besonders nach anstrengender Arbeit. Niemals verwende man aber eiskaltes Wasser, sondern stets lauwarmes oder abgestandenes.

Eingewachsene Nägel werden geheilt, wenn man beim Beschneiden derselben jedesmal in der Mitte neue Kerbe einschneidet. Die Neigung des Nagels, diese zu schließen, zieht ihn von den Seiten ab. Die Vermeidung jedes drückenden Schuhwerkes ist ein gutes Mittel, um bei solchen Personen, die dazu neigen, die Entstehung von eingewachsenen Nägeln zu verhindern und in ihren Anfängen zu bekämpfen.

Gemeinnütziges.

Oelanstrich zu reinigen. Da die Farbe unserer Türen und Fenster aus Leinöl, Bleiweiß und Firniß besteht, so dürfen Potaschenlauge und warmes Seifenwasser nicht verwendet werden, weil sie dadurch rauh werden und an Glanz verlieren würden. Zu ihrer Reinigung nimmt man daher eine Mischung von 1 Teil Salmiakgeist und 12 Teilen Wasser.

Das Sammeln der Eierschalen lohnt sich in jeder Landwirtschaft. Die Schalen werden, wenn sie getrocknet sind, fein gestoßen und entweder zur Bildung der Eierschalen dem Hühnerfutter beigemengt, oder den jungen Haustieren, Kälbern, Fohlen, Ferkeln, Ziegen usw. in kleinen Portionen unter das Futter gemischt als Ersatz für phosphorsauren Kalk, der zur Bildung des Knochengerüstes notwendig ist.

Bilderrätsel.



Für die Redaktion verantwortlich:
H. Handt in Hattingen.

Familienfreund

Unterhaltungs-Blatt
für die
Stunden der Muße am häuslichen Herd.

№ 44. Hattingen, 1. November. 1906.

Uebertrumpft.

Detektiv-Roman von M. Walter.

(Nachdruck verboten.)

Fortsetzung.

Obgleich der Doktor nicht sehr erfreut war, Brady zum Reisegefährten zu haben, ließ er sich doch in ein Gespräch mit ihm ein.

„Gehen Sie ganz fort von Fairlie?" fragte er begierig.

„O nein," lautete die gleichgültige Antwort. „Nur eine kleine Spritztour zur Stadt. Fahren Sie auch so weit?"

„Ja wohl, der berühmte Darley hält einen medizinischen Vortrag, den ich gern hören möchte. Interessieren Sie sich nicht für dergleichen?"

„Offen gestanden — nein."

„Schade! Sonst hätte ich Sie eingeladen, mich zu begleiten. Ihre Gesellschaft wäre mir sehr angenehm gewesen."

Das entsprach zwar nicht ganz der Wahrheit, aber Dr. Austin traute seinem Reisegefährten nicht und dachte, ihn auf diese Weise überwachen zu können. Brady lehnte jedoch das Anerbieten unter dem Vorwand ab, er habe ein Rendezvous mit einem Bekannten.

Als die drei in Chikago den Bahnhof verließen, drängte sich einer der dort stationierten Droschkenkutscher an sie heran. „Brauchen Sie einen Wagen, meine Herren? Fahre Sie nach jeder Richtung der Stadt."

Doch keiner beachtete ihn. Dr. Austin schritt die Reihe entlang bis zur letzten Droschke, raunte dem Kutscher eine Adresse zu, und stieg eilig ein. Brady, der in kurzer Entfernung gefolgt war, bestieg rasch den zunächst stehenden Wagen, indem er dem Rosselenker die Anweisung gab, der ersten Droschke nachzufahren. Und nun tauchte auch Peterkin mit seinem Pack auf, aufmerksam um sich schauend. Wieder bot ihm der zudringliche Kutscher seine Dienste an — diesmal nicht vergebens. „Haltet die gelbe Droschke da im Auge ihr nach!" befahl Peterkin, einsteigend. Der Kutscher nickte zustimmend, und so jagten die drei Fuhrwerke hintereinander her, das letzte von dem verkleideten Rob Jocelyn gelenkt, der keine Ahnung hatte, daß sein Fahrgast, der bescheidene Hausierer, derjenige war, den er am meisten zu sehen wünschte — Francis Ferrars, der berühmte englische Detektiv.

Sein Intimus, Neil Stuart, der so nahe daran gewesen war, die Hand auf Leonore Arnym zu legen, hatte ihm einen Wink gegeben, daß nach dem Vorfall in der Heilanstalt Dr. Austin, von seinem Freunde Barton benachrichtigt, wahrscheinlich zur Stadt kommen werde und es daher geboten sei, ihn zu überwachen, um so mehr, als Brady ohne Zweifel nicht versäumen werde, dem Doktor nachzugehen in der Hoffnung, auf diese Weise Leonorens Aufenthaltsort zu entdecken.

Vorläufig war die Entflohene wie vom Erdboden verschwunden, aber Neil sagte sich, sie könne sich nur in der Stadt verborgen halten, die er mit Hilfe Jocelyns systematisch zu durchsuchen begann, während er gleichzeitig Sorge trug, daß sie weder die Eisenbahn noch einen anderen Weg zur Flucht benutzen konnte, ohne verhaftet zu werden.

Sobald sich Brady oder eigentlich Bradwardine versichert hatte, daß Dr. Austin an der Anstalt Burtons ausgestiegen war, ließ er den Wagen umkehren und fuhr nach seiner Wohnung, in deren Nähe sich Peterkin, der ihm beständig gefolgt, einquartierte.

Zu derselben Zeit befand sich Neil Stuart bei Frau Arteveldt, die ihn häufig zu sich beschied und ihn immer von neuem anspornte, die Mörderin ihres unglücklichen Sohnes zu suchen. Er sah auch Kate Scaton, die, wie er bald merkte, große Freundschaft mit Jocelyn geschlossen hatte. Im Laufe des Gesprächs reichte sie ihm ein Briefchen mit den Worten: „Das ist für Sie, Herr Stuart. Fräulein Durand gab es mir, als sie das letzte mal hier war und bat mich, es Ihnen bei Gelegenheit zuzustellen."

„Sind Sie mit Fräulein Durand befreundet?" fragte Neil, das zierliche Billet entgegennehmend.

„Nein", lautete die zögernde Antwort. „Eigentlich nicht. Sie kommt aber oft zu Frau Arteveldt, die eine besondere Vorliebe für sie hegt."

Die Botschaft der reichen Erbin war sehr kurz; sie enthielt nur die Aufforderung, baldmöglichst in der Durandschen Villa vorzusprechen.

Von einer gewissen Neugier getrieben, begab sich Stuart bereits am folgenden Morgen zu Fräulein Laura. Auf der Treppe, die in das obere Stockwerk führte, begegnete ihm der alte Durand, der ihn freundlich begrüßte und ihn bat, vorerst seine Frau zu besuchen, sie sei in der letzten Zeit gar nicht wohl und dadurch ans Zimmer gefesselt. Eine kurze Unterhaltung werde sie angenehm zerstreuen.

Bereitwillig ging Stuart auf den Wunsch des alten Herrn ein, aber obwohl er wußte, daß Frau Durand eine schwächliche, nervöse Dame war, wunderte er sich doch im stillen, wie krank sie aussah. Wie alle Nervösen liebte sie es, von ihrem Leiden zu sprechen. Stuart hörte ihr aufmerksam zu, ja, er stellte sogar einigee Fragen, die sich auf ihren Zustand bezogen. Als er sich dann verabschiedet hatte und Herr Durand ihn in den Korridor hinausbegleitete, legte der Detektiv plötzlich seine Hand auf den Arm des anderen. „Entschuldigen Sie", sagte er mit sehr ernster Miene, „aber ich muß Sie dringend um eine Unterredung bitten. Ich bin zwar jetzt außerordentlich in Anspruch genommen, allein was ich mit Ihnen zu reden habe, duldet keinen Aufschub. Hier sind wir nicht ungestört genug, ich rechne also darauf, daß Sie bestimmt zu mir kommen, sobald ich Ihnen schreiben werde."

Und ohne eine Antwort des erstaunten alten Herrn abzuwarten, entfernte er sich nach höflicher Verbeugung, um

Fräulein Durand aufzusuchen, bei der er sich hatte anmelden lassen.

Bei seinem Eintritt erhob sich die jungee Dame und ging ihm einige Schritte entgegen. Stuart warf einen bewundernden Blick auf sie; noch nie hatte er sie so bezaubernd schön gesehen. Und wie wunderbar harmonierte die grüne Farbe ihres Boudoirs mit ihrer lieblichen Schönheit! Wahrhaftig, sie verstand die seltene Kunst, ihre Reize in das wirksamste Licht zu stellen.

Nachdem sie Stuart in liebenswürdigster Weise begrüßt hatte, unterhielt sie sich lebhaft und ungezwungen über alle möglichen Dinge, bis sie zuletzt auf das Drama der Arteveldts zu sprechen kam. „Offen gestanden, war es hauptsächlich um dieser Geschichte willen, daß ich Sie zu sehen wünschte," erklärte Laura. „Sie wissen, der arme Frank und ich waren gute Freunde. Er hat viel Unglück mit seinen Liebschaften gehabt."

„Seinen Liebschaften?" wiederholte Stuart überrascht. „Soll das heißen, daß er deren mehrere hatte? So viel ich gehört, war er Ihnen eine Zeit lang sehr ergeben. Haben Sie ihn grausam abgewiesen?"

Laura wurde bei dieser Frage um einen Schein bleicher und ihre Augen erweiterten sich, doch dann erwiderte sie mit leisem Auflachen: „Was für ein unsinniges Gerede! Es ist merkwürdig, wie leicht man mißverstanden wird. Ihnen kann ich es ja sagen, wie die Sache zusammenhing. Ich bemerkte nämlich, daß Arteveldt eine Liebschaft unterhielt, die seiner Mutter sehr mißfallen hätte. Er machte mich zu seiner Vertrauten, und das Mädchen, das er liebte, war in gewisser Beziehung meine Freundin. So kam es, daß meine Stellung falsch beurteilt und ich für die Hauptperson gehalten wurde. Mir war das natürlich sehr peinlich; unter den obwaltenden Umständen ließ es sich jedoch nicht vermeiden."

„Dann irre ich wohl nicht, wenn ich annehme, daß Ihre Gesellschafterin, Fräulein Brown, der Gegenstand von Arteveldts Aufmerksamkeiten war?"

Laura sah ihn betroffen an. „Wie rasch Sie Schlüsse ziehen, Herr Stuart!" sagte sie mit leiser Verstimmung. „Ich hatte wirklich nicht die Absicht, Ihnen die betreffende Dame näher zu bezeichnen."

„Sie nannten ja auch nicht den Namen", rief Stuart tröstend, unwillkürlich aber mußte er über ihre zur Schau getragene Aengstlichkeit lächeln.

„Reden wir nicht von Fräulein Brown!" fuhr sie fort, indem sie leicht die Stirne runzelte. „Sie ist nicht mehr bei mir; ich mußte sie entlassen, obgleich ich sie sehr gern hatte."

„Trennten Sie sich in Freundschaft?"

„Nein, leider nicht", gab Laura mit scheinbarem Bedauern zurück. „Ich bin ihr zugetan, aber es war nicht möglich, sie zu behalten, nachdem — wie soll ich mich ausdrücken? — da Nelly eine zu große Vorliebe für Toilette und Schmucksachen bekundete. Ich hätte einen etwaigen Verlust an Juwelen verschmerzt, konnte jedoch nicht zugeben, daß auch andere geschädigt würden."

„Wissen Sie, wo Fräulein Brown sich augenblicklich aufhält?" fragte Stuart, sein Gegenüber mit eigentümlichem Blick betrachtend.

„Ja; sie lebt bei einer Tante, einer Frau Rogers."

„Kennen Sie diese Dame?"

„Nein."

Es entstand eine kurze Pause; dann stellte der Detektiv ganz unvermittelt die Frage: „Besitzen Sie die Handschrift von Fräulein Brown?"

Laura stutzte, faßte sich aber rasch. „Ja gewiß!" nickte sie. „Irgendwo werde ich wohl einen Brief von ihr haben."

„Wollen Sie mir nicht freundlichst ein paar Zeilen von ihrer Hand überlassen?"

„Sehr gern. Nur muß ich sie erst suchen. Im Moment weiß ich nicht, wo ich ihre Briefe hingetan habe."

„O, es eilt nicht", bemerkte Stuart, „wenn Sie erlauben frage ich in einigen Tagen nach."

„Sie werden mir stets willkommen sein."

Stuart erhob sich, um sich zu verabschieden, als ein Diener eintrat. „Fräulein Brown wünscht Sie zu sprechen, gnädiges Fräulein!" meldete er.

„Sagen Sie, ich sei nicht zu Hause."

Der Diener wandte sich zum Gehen, doch schon erschien Nelly Brown auf der Türschwelle.

„Ich habe die förmliche Anmeldung garnicht erst abgewartet, liebe Laura," sagte sie in leichtem, ungezwungenem Ton. „Ah, Herr Stuart!" begrüßte sie den Detektiv. „Sie hier? Freut mich, Sie zu sehen! Ich störe doch nicht?" Und dabei ließ sie sich nachlässig in einen Sessel nieder.

„Nicht im Geringsten," entgegnete Stuart. „Ich war bereits im Begriff, mich zu entfernen." Er verabschiedete sich von den beiden Damen und verließ das Zimmer.

An der Treppe angelangt, merkte er, daß er einen Handschuh verloren hatte. Er ging zurück und fand ihn vor der Tür liegen. Während er ihn aufhob, vernahm er deutlich Lauras Stimme: „Was wollen Sie von mir?"

„Nur tausend Dollars", kam es von Nellys Lippen.

Stuart horchte nicht weiter; mit einem bedeutsamen Lächeln ging er davon; draußen aber murmelte er vor sich hin: „Warte, du hübsche, kleine Hexe! Ich werde Dich lehren, einen Detektiv betrügen zu wollen!"

Fortsetzung folgt.

Der Star of Kalifornia.*)

Von O. Jahn.

(Nachdruck verboten.)

Der junge Seemann, von dem ich erzählen will, hatte einen für seine Jahre ungewöhnlich ernsten Gesichtsausdruck. Was mochte es wohl gewesen sein, das diesem klugen, hübschen Gesicht einen so tiefen Ernst eingeprägt hatte?

„Ich bin," so erzählte er uns im Seemannshause zu New-York, „jetzt zweiter Bootsmann auf dem amerikanischen Vollschiffe „General Grant" und heiße William Fitzmore. Zu jener Zeit war ich noch Vollmatrose auf dem „Stern von Kalifornien", das war ein wunderbar schön eingerichteter, schneller und fest gebauter Dampfer. Er gehörte einer Reederfirma in San Franzisko und befuhr die Strecke von Sidney nach San Franzisko, und dann weiter durch die Magelhaens-Straße nach Valparaiso, Montevideo, um Süd-Amerika herum nach Rio de Janeiro und Newyork und weiter hinauf bis hoch an die Nord-Ost-Küste Amerikas, nach St. Johns, und wieder zurück.

Von Sidney nach San Franzisko hatten wir hauptsächlich Kajüten-Reisende, denn das Schiff war, wie gesagt, feenhaft eingerichtet und scharf gebaut, „wie ein Messer." Von hier ab aber führten wir nach allen den ferneren Küstenplätzen hauptsächlich Stückgüter und durchschnittlich nur 20 bis 30 Reisende, deren Mehrzahl „Zwischendecker" waren.

Meine Eltern hätten es lieber gesehen, wenn ich bei ihnen in Brooklyn, der Schwesterstadt Newyorks, geblieben wäre und meinen Platz auf einem kleinen Hudson-Dampfer behalten hätte; mich aber lockte die bedeutend höhere Matrosenlöhnung Australiens; denn es waren damals die großen, auf alle Berufsarten ausgedehnten Streike der Union; auch die Seeleute streikten, und die Matrosen bekamen damals 9 Pfund — d. i. 180 Mark — monatliche Heuer. Da ich nun mit einem armen aber redlichen Mädchen verlobt war und auch bald heiraten wollte und natürlich für unsere ganze Ausstattung allein aufkommen mußte, so war mir der hohe Verdienst sehr nötig und erwünscht.

Ich fand mit meinem Freunde Francis Gelegenheit, auf einem nach Sidney befrachteten Schoner als Matrose die Reise mitzumachen, und dort abgemustert, wurden wir mit offenen Armen auf dem „Stern von Kalifornien" als Vollmatrosen angemustert.

Schon drei Reisen, die alle sehr glücklich verlaufen waren, hatte ich auf dem Schiffe gemacht und natürlich jedesmal, wenn wir Newyork anliefen, meine lieben Eltern besucht. Aber fast jedesmal verdarb mir meine gute Mutter die Laune mit ihrem Drängen, dort zu bleiben. „Sei lieber mit einem kleineren Verdienste zufrieden," sagte sie; „warte noch ein Jährchen mit dem Heiraten; und jage nicht so sehr dem Mammon nach." Das bekam ich täglich zu hören und ich hörte es gar ungern.

Ich wollte nun einmal die günstige Gelegenheit zum Verdienen ausnützen, um baldigst Hochzeit feiern zu können.

In der Nacht, bevor ich auf dem „Stern von Kalifornien" unsern Ankerplatz in Woolomoolo bei Sidney verließ, hatte ich einen merkwürdigen Traum, dem ich allerdings damals keine Bedeutung beilegte, den ich aber heute, rückwärts schauend, geradezu wie eine Offenbarung ansehe. Damals dachte auch ich, wie das Sprüchwort: „Träume sind Schäume," und das mögen sie ja auch oft sein. Als sich aber mein Traum einige Tage später wiederholte und zwar genau so wie ich das erste mal geträumt hatte, fiel die Sache mir auf, und ich legte Wert auf den Traum — zu meinem Glück. Der Traum aber war folgender: Ich stand mit meiner Mutter, die mir meine reine Wäsche an Bord gebracht hatte, auf dem Deck unseres Dampfers und sah zu, wie sich die beurlaubte Mannschaft beeilte, in ein schon bereitliegendes Boot zu steigen, das sie an Land bringen sollte. Auch ich wollte mich hinzudrängen, weil ich fürchtete, ich würde später keinen Platz mehr in dem Boote finden, wurde aber von meiner Mutter kräftig am Arm zurückgehalten mit folgenden Worten: „Warte noch, William, warte; es ist Zeit genug." Ich mochte ihr nicht widersprechen und blieb stehen. Plötzlich stieß das Boot ab, und ich konnte nicht mehr mit.

„Siehst du, Mutter," rief ich, „das habe ich nun von dem Warten! Nun komme ich nicht auf Urlaub."

„Tut nichts, mein Junge," sagte sie; „dann bleibst du an Bord und behältst Dein Geld. Aber, sieh da, sieh da, William, was ist das?" rief sie gleich darauf.

Und als ich mich umwandte und auf den Strom hinausblickte, sah ich gerade noch, wie das mit Menschen angefüllte Boot von einer in schnellster Fahrt heranjagenden Dampffähre überrannt wurde, so daß das Boot kenterte und alle Insassen in die Tiefe sanken.

Ich legte jedoch, wie schon erwähnt, dem Traume keine Bedeutung bei, und sprach auch mit niemand darüber, selbst nicht mit meinem Freunde Franzis.

Die Ausreise nach St. Johns fand am 30. November statt und verlief in jeder Beziehung glücklich.

Als wir Australien verließen, begann dort der Sommer einzuziehen; aber in St. Johns, hoch im Norden Amerikas, war bei unserer Ankunft tiefer, eisiger Winter. Um Mitte Februar verließen wir diesen Platz, tief beladen und mit 32 Reisenden an Bord.

Schon von vornherein hatten wir mit schweren Stürmen und fürchterlicher Kälte zu kämpfen. Das machte uns Matrosen ja nicht viel aus; waren wir doch wetterfeste Blaujacken. Aber die armen Fahrgäste litten empfindlich.

Solange wir nicht mit Nebel oder Schneestürmen zu kämpfen hatten, war ja keine besondere Gefahr vorhanden. Unser Dampfschiff flog nur so durch und über die Wasserberge hin.

Etwa 20 Stunden, Dampfstunden, mochten wir noch von Newyork entfernt sein und uns schon im Bereich der großen Schiffahrtsstraße befinden, die von unzähligen Dampfern und Seglern stark befahren wird, so daß nun besonders scharf nach entgegenkommenden Schiffen ausgelugt werden mußte. Zu diesem Zweck wurden die ganze Nacht hindurch stets zwei Mann von Stunde zu Stunde durch andere abgelöst; diese Wachen mußten in dem auf Halbmast angebrachten Ausgucksorbe scharf Auslug halten.

Auch ich und Francis mußten diese Nacht von 4—5 Uhr morgens in den Korb, was keine angenehmen Aussichten bot, da am Abend ein so starker Schneesturm eingesetzt hatte, daß man schon auf zwei Schritte Entfernung niemand mehr erkennen konnte.

Wir fuhren also nur mit halber Kraft und ließen von Zeit zu Zeit das Dampfnebelhorn ertönen.

Es mochte etwa gegen Mitternacht sein, da hatte ich in meiner Koje (Bett) ruhig schlafend genau denselben Traum, wie damals in Woolomoolo. Diesmal erwachte ich darüber und konnte auch nicht wieder einschlafen, weil mir klar geworden war, daß das kein gewöhnlicher Traum sein könnte.

Hin und her überlegte ich, was der Traum wohl zu bedeuten hätte, da fiel mir plötzlich ein, daß auch der König Nebukadnezar einen bedeutungsvollen Traum gehabt hatte, der ihm von Daniel ausgelegt wurde, und dessen Auslegung später wirklich eintraf; und nun nahm ich mir vor, recht vorsichtig zu sein, denn durch den Schnee und die über das Schiff hinfegenden Sturzseen war das Deck so glatt geworden, daß man leicht ein Unglück haben konnte. Halb wachend, halb schlafend dämmerte ich so hin, bis der wachhabende Schiffsjunge uns ¼ vor 4 Uhr weckte und heißen Kaffee auf die Back (Tisch) stellte.

Die Steuerbordswache stand also auf, kleidete sich hurtig an, trank stehenden Fußes schnell einen heißen Schluck des Kaffees, und hinaus ging es in den Saus und Braus.

Francis und ich kletterten sofort in den Korb.

Da oben war es schrecklich kalt; wir hatten den Schneesturm gerade gegenan. Der Schnee fegte fast in horizontaler Richtung und so dicht, daß wir keinen Menschen auf Deck sehen konnten. Wie sollten wir da erst ein Schiff in der Ferne sehen?

Alle Augenblicke mußten wir uns den Schnee aus den Augen wischen, wenn wir nicht Gefahr laufen wollten, daß uns die Augen zufroren. Wir strengten unser Sehvermögen aufs äußerste an.

So mochten wir auf unserm eisigen Aussichtspunkte etwa drei Viertelstunden gestanden haben, als plötzlich dicht vor uns auf der Steuerbordseite — der rechten Schiffsseite — in der Mitte des Dampfers ein rotes und ein grünes Signallicht auftauchte und dann in der nächsten Sekunde auch schon hohe dunkle Masten und ein mächtiger Schiffsrumpf. Das sah in dem wilden Schneetreiben geradezu gespenstisch aus. Und ehe wir noch nach der Kommandobrücke rufen konnten: „Schiff dicht auf Steuerbord in Sicht," gab es einen so gewaltigen Stoß, daß wir fast aus dem Korbe geschleudert wurden, und unser Dampfer sich tief auf die andere Seite neigte.

Nun erscholl ein furchtbares Geschrei von Kommandoworten, wilde Flüche, Toben, Laufen. Alles schien über- und durcheinander zu gehen.

Das mächtige Schiff, das uns gerade in der Gegend der Maschine angerannt hatte, war schon nicht mehr zu sehen, denn unser Dampfer war, wenn auch nur mit halber Kraft fahrend, noch eine tüchtige Strecke vorwärtsgeschossen, doch verminderte sich seine Fahrt schon bedeutend, was wir daran erkannten, daß der Schnee uns jetzt mit geringerer Kraft entgegentrieb. (Schluß folgt.)

*) Stern von Kalifornien.

Eigentümlichkeiten einiger berühmten Menschen.

Die Königin Elisabeth von England hinterließ dreitausend verschiedene Kleider. Einige Jahre vor ihrem Tode litt sie nicht den Anblick irgend eines Spiegels, so sehr hatte sie Furcht vor den schrecklichen Spuren der Zeit, die auf ihrem Gesichte sichtbar geworden waren.

Der große Philosoph Descartes hatte eine besondere Aufmerksamkeit für seine Perücken; er besaß stets vier vorrätige in seinem Toilettezimmer.

Richard Steele ahmte ihm diese irdische Eitelkeit nach, er besaß eine große Perückensammlung, aus welcher jedes einzelne Stück auf vierzig Guineen zu stehen kam.

Mozart, dessen blondes Haar sehr schön war, trug es

„Brautführer" wollten den nächsten Wagen besteigen und, wie sie erklärten, auf einer der folgenden Stationen wieder mit dem Schäfer zusammenkommen. Als der Zug auf der nächsten Station einen etwas längeren Aufenthalt hatte, sah der glückliche Bräutigam sich nach seiner „Braut" und deren Begleiter um. Beide waren aber im ganzen Zuge nicht zu finden, sie hatten es vorgezogen, von Bremen überhaupt nicht abzufahren. Da der Schäfer sich unter diesen Umständen auch in Berlin nicht trauen lassen konnte, reiste er nach seiner Heimat zurück, wo er den Vorfall sofort zur Anzeige brachte. Das saubere Paar konnte jedoch bisher nicht ermittelt werden.

Lokales.

Am 27. d. Mts. verschied unerwartet nach kurzem Krankenlager, der Gemeindevorsteher Herr Wilhelm Bockhacker in **Haßlinghausen.** Die Amtsversammlung und Gemeindevertretung von Haßlinghausen sagt in einem Nachrufe: Wir betrauern in dem Verstorbenen einen pflichttreuen Beamten und treuen Berater, dessen hervorragende Charaktereigenschaften ihm stets ein ehrenvolles Andenken bei uns sichern werden.

Allerlei.

In Notwehr erschossen wurde von dem Besitzer der Wiesenmühle bei Querfurt, Herfurth, der von ihm entlassene Knecht Bodenstein. Der Knecht war wegen Mißhandlung der Wirtschafterin des Besitzers von diesem entlassen worden. Er verließ das Gehöft sofort, ließ aber seine Sachen zurück. Am Abend gegen 9 Uhr kam er wieder und verlangte Einlaß in das bereits verschlossene Gehöft. Derselbe wurde ihm verwehrt. Der Warnungen ungeachtet drang der wütende Knecht dennoch in das Gehöft ein, indem er das Tor gewaltsam aufbrach. Als er die Küche betrat, kam ihm der Besitzer mit dem Jagdgewehr entgegen und wies ihn nochmals aus dem Gehöft. Der Knecht ergriff aber ein auf dem Tische liegendes Küchenmesser und stürzte sich auf den Besitzer. Aus einer Entfernung von 2 bis 3 Schritt schoß im letzten Moment der angegriffene Herfurth; die ganze Schrotladung (Hasenschrot) drang dem Knechte in die Brust, was seinen sofortigen Tod zur Folge hatte. Bei der Aufnahme durch die Gerichtskommission lag der Tote noch in der Küche und hatte das Messer fest in der Hand.

Ein schweres Unglück ereignete sich in der Nähe von Oeriedenwald bei Lauffen in Baden. Ein schwer beladenes Fuhrwerk, das die baufällige Holzbrücke des Birsflusses passierte, fiel infolge Zusammensturzes der Brücke in den Fluß. Pferd und Wagen verschwanden in dem hochgeschwollenen Wasser, ebenso sieben Fabrikarbeiter, welche die Brücke gleichfalls passierten. Vier von ihnen konnten gerettet werden, die übrigen ertranken, ebenso der Fuhrmann mit seinen Pferden.

Unwetterschaden. Der Schaden, den das Unwetter vom 3. August d. J. der Landwirtschaft von Reuß ä. L. und Reuß j. L. zugefügt hat, ist noch immer nicht in seinem ganzen Umfange festgestellt, daß er aber in die Millionen geht, steht fest. Im Reußischen Oberlande ist die außergewöhnlich gute Ernte bis zu 90 Prozent vernichtet worden. Der durchschnittliche Ernteschaden ist auf 75 Prozent berechnet worden. Da unter den etwa 100 vom Unwetter heimgesuchten Ortschaften einzelne sind, die ihren Schaden auf 70 000 bis 80 000 Mark beziffern, so kann man sich einen Begriff machen von den Werten, die der infolge der letzten Mißernten an sich schon hart kämpfenden Landwirtschaft entrissen worden sind. Bedauerlicherweise hat der größere Teil der Geschädigten wieder gar nicht, oder nur ganz gering versichert. Die Folge ist, daß eine Anzahl Besitzer ruiniert sind, wenn nicht von irgend einer Seite Hilfe kommt. Der Staat wird darum den bedrängten Landwirten Beihilfen gewähren.

Die Bierleiche. Vor der Strafkammer in Greiz hatten sich 15 Einwohner von Döläu und Sachswitz zu verantworten, wegen Verhöhnung kirchlicher Einrichtungen. Die Angeklagten, die im Alter von 16 bis 49 Jahren stehen, hatten am dritten Osterfeiertage einen ihrer Kumpane als sogenannte Bierleiche auf eine Leiter gelegt, mit einem schwarzen Tuche bedeckt und in feierlichem Zuge durch Dölkau nach Sachswitz getragen, woselbst die „Beisetzung" unter lächerlichem Zeremoniell erfolgte. Dem Zuge voraus schritt ein imitierter Pastor, ihm zur Seite schritt der Küster. Alle zusammen sangen Choralweisen. Bemerkenswert ist, daß der eigene Vater hinter seinem als „Leiche" behandelten Sohne einherschritt. Da dieser rohe „Ulk" am hellen Tage, nachmittags 3 Uhr, verübt wurde, nahm die ganze Gemeinde daran Anstoß, und die Folge war die gerichtliche Verhandlung. Der Pseudo-Pastor und der imitierte Küster erhielten wegen öffentlicher Beschimpfung kirchlicher Gebräuche und Einrichtungen zwei Monate, bezw. sechs Wochen Gefängnis zudiktiert. Die übrigen Strafen lauteten auf drei, zwei und eine Woche Gefängnis.

Mit ihren beiden Kindern ermordet wurde in Pankratz in Böhmen eine Tabakverkäuferin. Es liegt Raubmord vor, da 30 Kronen fehlen. Um Raubmord handelt es sich auch bei der Ermordung eines Bierfahrers ganz in der Nähe von Fürstenwalde a. d. Spree. Die Tat geschah am frühen Morgen. Dem Kutscher wurde von hinten mit einer Axt der Schädel eingeschlagen. Geraubt sind 300 bis 500 Mark.

Aus Eifersucht erstach in Geestemünde ein Kellner eine Dienstmagd, dann tötete er sich selbst durch einen Revolverschuß.

Bomben auf Schweizer Bahnen. Ein merkwürdiger Vorfall ist auf der Strecke in der Nähe des Simplon passiert. Als der Weichenwärter bei Aigle (Kanton Waadt) gestern kurz vor dem Passieren des Simplon-Schnellzuges das Gleis inspizierte, entdeckte er auf einer Brücke eine Bombe mit zwei Zündschnüren, 13 Patronen enthaltend. Die Patronen befanden sich in einem mit Pulver gefüllten Krug. Der Urheber ist noch nicht entdeckt.

Ein sehr komplizierter Fall von Hautübertragung wird von einer Newyorker Dame Mrs. Russell gemeldet. Sie verbrannte sich stark bei der Explosion eines Alkoholofens, und der untere Teil ihres Körpers war so schrecklich verletzt, daß für ihr Leben gefürchtet wurde. Nur eine Uebertragung der Haut konnte noch retten, und so wurden mehr als hundert kleine Stücke Haut von den Armen, Beinen und Rücken ihrer nächsten Angehörigen, ihres Gatten, ihres neunzehn Jahre alten Sohnes, ihres Schwiegersohnes, dann von drei Pflegerinnen des St. Josephhospitals und anderen, die sich gegen gute Belohnung dazu erboten, auf den Körper der Verletzten übertragen. Sie befindet sich nun auf dem Wege völliger Heilung. Das Uebertragen der Haut hat mehr als zwei Wochen in Anspruch genommen.

Ein merkwürdiges Experiment. „Professor" Barclay, ein Halbneger von Jamaica, hypnotisierte in Kingston vor einer großen Gesellschaft seine Frau und beerdigte sie sodann unter 8 Fuß Erde. Er erklärte, daß er sie 6 Tage in der Erde lassen werde. Nach dieser Zeit werde sie so frisch und gesund sein, wie je zuvor. Als die Nachricht von diesem Vorkommnis in Kingston bekannt wurde, brach ein Entrüstungssturm aus. Der „Professor" weigerte sich, die Frau wieder auszugraben, ehe 6 Tage verstrichen waren. Er grub sie schließlich doch aus, nachdem 104 Stunden verstrichen waren. Die Frau hatte in dieser Zeit 8 Pfund an Gewicht verloren. „Professor" Barclay erbietet sich jetzt, noch andere Personen zu hypnotisieren und zu beerdigen, hat aber bisher keine Liebhaber gefunden.

Newyorker Extravaganzen. Es ist in Newyork Mode geworden, möglichst verrückte Diners zu veranstalten. In der vergangenen Woche fand ein Ehescheidungsbankett statt. Die Teilnehmer mußten entweder geschieden sein, oder ihre Scheidung bereits beantragt haben. In dieser Woche gab es ein Pony-Essen. Der Rennpferdbesitzer Ladew hat dazu Einladungen ergehen lassen. Zwei seiner siegreichen Pferde fanden an der Tafel Platz. Sie fraßen Hafer aus silbernen Eimern. Drei andere wurden von Dienern in Livree durch die Banketthalle geführt und mit verzuckerten Pflaumen gefüttert. Die Festtafel hatte die Gestalt eines Hufeisens und alle Dekorationen waren sportsmännisch. Den Gästen wurde zum Andenken ein kostbares Geschenk gemacht, nämlich eine mit Gold ausgelegte Reitpeitsche und silberne Steigbügel. Die Zeitungen streiten sich darüber, ob dieses Pony-Essen das interessanteste Ereignis der letzten Zeit war, oder ob dem Affenessen, das in Newport stattfand, der Vorzug zu geben ist.

Erschütternde Einzelheiten kommen über ein Eisenbahnunglück bei Atlantic City in Nordamerika, wo ein Zug auf einer Brücke, deren Schienen zu hoch standen, entgleiste und ins Wasser fiel. Die Frauen schrien furchtbar. Eine Frau schlug einen Mann mit Fäusten, um ihr Kind zu schützen. Als die ersten Wagen ins Wasser stürzten, durchbrach ein Mann namens Diemer eine Fensterscheibe und schwamm, fast erschöpft, bis zur Brücke. Ein Wagen stürzte nach und hätte ihn fast erschlagen. Er begab sich zu diesem Wagen, trat das Fenster ein und rettete dadurch mehrere Menschen. Ein Taucher namens Cooney versuchte im abgetragenen Taucheranzug in die Wagen zu gelangen. Da nur eine Bierpumpe als Luftpumpe vorhanden war, mußte er den Versuch nach dem zweiten Male aufgeben. Er sagte, der eine Wagen stehe mit dem Vorderteil nach unten senkrecht im Wasser und es seien wenigstens 25 Leichen im Vorderteile aufgehäuft. 44 Leichen wurden alsbald geborgen.

Auch ein Unterhalt. „Wovon ernährt sich denn eigentlich Frau X.? — „Die nimmt die dressierten Flöhe vom Flohzirkus in Pension, wenn der Direktor in die Sommerfrische fährt."

Wer vieles bringt, wird manchem etwas bringen, so sagt ein altes Dichterwort, das sich der Deutsche Volksverlag in Berlin bei seinem neusten Preisausschreiben zur Richtschnur genommen hat. 500 Preise, darunter sogar ein elegantes Salonpianino, Fahrräder, Nähmaschinen, Photographische Apparate, Uhren, können umsonst kinderleicht verdient werden, wie aus der Annonce im heutigen Inseratenteile unserer Zeitung ersichtlich ist. Nur geschwind raten heißt es, es braucht dann sicher keiner bereuen. Nimmt man weiter die reichhaltige Hausbibliothek, die der Deutsche Volksverlag offeriert, so wird auch schon daraus jedermann den größten Nutzen ziehen. 2 Gesetzbücher, ein Werk über die Gesundheit und ein Kochbuch dürfte man so leicht nicht wieder für zusammen 2 Mk. kaufen können.

nend zu der Post hinüber, damit wohl andeutend, daß deren letzte Stunde geschlagen habe und das Dampfroß sie auch hier überflügele. Kurz darauf erscholl von dem Bahnhofsgebäude, vor welchem der Zug unter Pfeifen und dem Kreischen der Bremsen zum Stehen gebracht wurde, ein hundertstimmiges Hurra der Bewohner der Stadt, welche mit Kind und Kegel hinausgeeilt waren, um das große Ereignis, das erste Einlaufen eines Zuges, sich anzusehen. Um das letztmalige Einlaufen der Post, um die Empfindungen des braven Mannes, dessen Liedern alle so oft gelauscht, kümmerte sich niemand mehr.

Das schnitt tief ins Herz. Noch einmal flammte sein krankes mattes Auge auf im Zorn über diese Gleichgiltigkeit, dann griff er zu seiner Trompete und mit der letzten Kraft der Lunge ließ er die herrliche Melodie von „Die Post im Walde" durch die Straßen hallen.

Im Walde rollt der Wagen
Bei tiefer stiller Nacht;
Die Passagiere schlafen,
Der Postillon fährt sacht.
Er bläst so sanfte Lieder
Zum Fenster klar empor
Es hallt der Wind sie wieder
Und kommt der Mond hervor.

Und als der letzte zitternde Ton in der Abenddämmerung verhallte, da bedeckte plötzlich des Alten Züge eine Totenblässe. Seine Trompete krampfhaft an die Brust pressend, bog er sein Haupt zurück und atmete schwer. Der neben ihm sitzende junge Postillon hatte keine Ahnung davon, daß ein sterbender Mann an seiner Seite saß; behende sprang jener nach einer Minute von seinem Sitz, als er vor dem Posthause hielt, aus dessen Tür gleichzeitig der Postmeister und Bormanns Sohn traten, um den Alten zu empfangen. Aber vor Schreck prallten beide zurück, als sie den nach hintenübergebeugten Körper erblickten und die krampfhaft das Instrument an die Brust drückenden kalten Hände des Alten betasteten. Schnell löste Fritz das seinen Unterkörper bedeckende Schutzleder, dann hob er den schlaff und leblos Dasitzenden auf seine Arme und trug ihn ins Haus. Tief erschüttert folgte der Postmeister und war Fritz behilflich, des Alten Mantel und Rock zu öffnen. Ersterer vermutete nur eine schwere Ohnmacht, so sagte er den bestürzt herbeieilenden Damen, allein Röder, welcher den Alten in den letzten Tagen scharf beobachtet hatte, sah sofort, daß sein alter Postschirrmeister nicht lebend sein Haus verlassen würde. Natürlich hütete er sich, seine Meinung laut werden zu lassen, er sandte vielmehr seine jüngste Tochter noch schnell zum Arzt.

Fritz rieb des Vaters Schläfen mit Essig, die Frauen holten Wein, erwärmten Kissen am Ofen, aber alle Mittel vermochten den wie tot Daliegenden nicht zum Bewußtsein zurückzubringen. Da übermannte den Kapitän ein tiefer Schmerz. „Vater, lieber Vater, o, erwache doch und gehe nicht so von mir!" rief er, sich über den Körper werfend. Und mehr als alle äußeren Mittel wirkten diese wenigen Worte auf den Daliegenden. Der Sterbende öffnete noch einmal die Augen und wie Verklärung zog es über sein Antlitz, als er alle die lieben Gesichter an seinem Lager erblickte.

Die Hand des Sohnes in der seinen pressend, flüsterten seine blasse Lippen: „Fritz, laß mich jetzt ruhig sterben, Gott will es so, er hat meine Gebete erhört. Du hast mir ja verziehen und das war nur noch mein einzigster Wunsch. Ich habe mein Tagewerk beendet." Die freie andere Hand gegen den am Fuße stehenden Postmeister erhebend, der schnell hinzutrat und sie tief gerührt ergriff, dankte er diesem für alles Gute, das er ihm in den langen Jahren erwiesen habe. Seine Stimme wurde immer matter. „Fritz — Nora!" preßte er mühsam hervor und beide verstanden den Alten und knieten schluchzend vor seinem Lager nieder. „Gottes Segen über euch — ich habe — Euch — heiß — geliebt, Kinder. Verlasse — sie — nie, Fritz — ein Edelstein ist — nicht so rein als — Noras Herz. Lebt wohl alle — alle — o — es ist doch schön — im Berufe — zu —. Das letzte Wort erstarb auf den Lippen des Alten. Den Kopf nach rückwärts beugend, hauchte der brave Mann unter lautem Schluchzen aller Umstehenden in den Armen des heißgeliebten Sohnes seine Seele aus.

Eine Reihe von Jahren ist seit jenem traurigen Sylvester-Abend verflossen; sie haben in der Familie des Postmeisters einige Veränderungen hervorgerufen. Fritz Bormann und Nora sind als die glücklichsten Ehegatten bei jung und alt im Städtchen beliebt.

Um nicht untätig zu sein, kaufte der Kapitän eine gar keinen Nutzen bringende baumlose Fläche Landes oberhalb der Stadt, stellte Arbeiter an und legte ein Lager des schönsten Sandsteins bloß. Für sich nur einen kleinen Gewinn beanspruchend, überließ er den größten Teil des reichen Ertrags den Arbeitern, sodaß diese bei mäßigen Ansprüchen schon nach 10 Jahren in den Besitz eines eigenen Häuschens und einiger Ländereien gelangen. Johanna, die blonde, niedliche Schwester Noras, lebt in Newyork und zwar als Frau von Charles Carper, dessen Mutter damals als das einzige Heilmittel für ihren Sohn in einer Verbindung desselben mit einer der wohlerzogenen Schwestern Noras entdeckt hatte. Charles hat sich sehr gebessert, und da sein wild spekulierender Vater bei einem großen Börsenkrach den größten Teil seines Vermögens verlor, so sah er sich vor die Notwendigkeit gestellt, zu arbeiten. Und das war sein Glück, denn nunmehr lernte er den Wert des Geldes achten und den Segen einer regelmäßigen Tätigkeit auch in Hinsicht auf seine Gesundheit schätzen. Als er so, durch den Ernst des Lebens gestählt, sich gegen einen Rückfall in sein früheres verschwenderisches Leben gefeit glaubte, in der sich jene über den soliden Charakter des jungen Mannes volle Gewißheit verschaffte, erhörte sie ihn. Frau Johanna, in ihrem Wesen ihrer energischen Mutter ähnlich, führt im Hause ein strenges Regiment, dem sich Charles willig beugt, sieht er doch, daß sein niedliches Weibchen nur sein und des Hauses bestes will. In jedem Sommer besuchen beide Johannes Eltern.

Auf dem Friedhofe zu Bergkirchen erhebt sich über dem Grabe des letzten Postschirrmeisters ein schlichter Denkstein, an dem niemand aus dem Städtchen ohne stehen zu bleiben vorübergeht, um der Zeiten zu gedenken, in denen jener seine Lieder erschallen ließ.

Der Postmeister waltet noch immer, (jetzt in einem neuen stattlichen Dienstgebäude) seines Amtes, trotzdem ihn seine Frau und Kinder oft bitten, er möge sich doch zur Ruhe setzen. Wenn sie ihn gar zu arg drängen, dann pflegte er auf den alten Bormann hinzuweisen, dem vor dem „Zurruhesetzen" derartig bangte, daß er krank und der letzte Tag im Dienst auch sein Todestag wurde. Nur eine regelmäßige Arbeit erhalte den Menschen frisch und gesund, so schließt er jedesmal.

Die breite Landstraße durchs Gebirge ist mehr und mehr verödet, seitdem die Post nicht mehr fährt und die Bahn auch den ganzen Frachtverkehr an sich riß. Nur der Schritt eines Touristen erschallt hin und wieder darauf und über seinem Haupte rauschen und flüstern die Pappeln und neigen die spitzen Kronen gegen einander, als wollten sie sich fragend zurufen: „Hast Du nie wieder ein Lied gehört von unserm alten, braven „letzten Postschirrmeister?"

25 Liter
Weiss- oder Rotwein

für **M. 15.00** Faß leihweise franko retour.
nur 20 Flasch. Weiß- od. Rotw. 15.—
10 " 7.75
mit Glas u. „Kiste" (Nachnahme).
Weisswein à Lit. 50, 60, 70 Pfg.
Rotwein à Lit. 50, 60, 70, 80 Pf.
Bahnstat. angeben. Verl. Preisl.
J. Fraß, Iggelheim 5 Pfalz.

Wer etwas gutes will, wende sich vertrauensvoll an diese Quelle.

Kopfläuse

mit Brut vernichtet radikal Rademachers **Goldgeist.** Patentamtl. gesch. No. 75198. Geruch- u. farblos. Reinigt d. Kopfhaut von Schuppen, befördert den Haarwuchs, verhütet Zuzug von Parasiten. Wichtig für Schulkinder. Flasche 50 Pfg.

In Hattingen: **Alex Pfarre**, Drog., **O. Siess**, Zentral-Drog., **A. Schumacher Wwe.**, Drog., **Otto Wemper**, Drog.; in Dahlhausen: **O. Hahne**, Glückauf-Drog.; in Linden: **Jul. Hill**, Drog., **E. Weber**, Drog.

Fröbel-Oberlin-Institut
Größte Fachlehranstalt
für d. herrschaftl. Hausdienst
Berlin, Wilhelmstr. 10.

Eintritt jeden 1. u. 16. d. Mts.
Praktische Ausbildung als **Fröbelsches Kinder-Frl.** 1. Kl. in 4, 2 Kl. in 3 Mon.
Desgl. als **Stütze** oder **Kochmamsell** (3—7 Monat).
Desgl. als **Jungfer** (4 Mon.) oder **feines Hausmädchen** (3 Monat).
Nach beend. Kurs. Stellg. in gtn. Herrsch.-Häusern.

Haushaltungsschule. Ausb. in allen weibl. Fertigk. für den eigenen Hausstand. Dauer nach Vereinbarung 6 bis 12 Monate.
Stellesuch. Frl. u. Mdchn. finden jederz. bill. Rufn. u. kostenfreie Stellen-Verm. Prosp. vers. gratis u. frko. die Vorst. Frau **Fr. Kerl**, Berlin 797, **Wilhelmstr. 10.**



Neue Prachtkinderwagen
Puppenwagen, Reisekörbe Sportwagen. Ob Nachn. 10% Rabatt oder Theilzahlung schreib direct der Kinderwagenfabrik **Julius Tretbar, Grimma** 910

Tausende Raucher empfehlen



meinen garantiert ungeschwefelten, deshalb sehr bekömmlichen und gesunden **Tabak.** 1 **Tabakspfeife** umsonst zu 9 Pfd. mein. berühmten **Förstertabak** für 4,25 franko. 9 Pfd. **Pastorentabak** u. Pfeife kosten zus. 5 Mk. frc. 9 Pfd. **Jagd-Canaster** mit Pfeife Mk. 6.50 frc. 9 Pfd. **Canaster** u. Pfeife Mk. **7.50** frc. 9 Pfd. **Frankfurter Canaster** mit Pfeife kostet franko 10 Mk. gegen Nachnahme, bitte angeben, ob nebenst. Gesundheitspfeife oder eine reichgeschn. Holzpfeife oder eine lg. Pfeife erw.

E. Köller, Bruchsal (Baden).
Fabrik. Weltruf.

Herr **Kreisschulinspekt. Lichthorn** schreibt: Mit dem von Ihnen wiederholt bezogenen, staunenswert preiswerten und doch sehr angenehm und mild schmeckenden Rauchtabak bin ich so zufrieden, daß ich Ihre Firma und Ihre durchaus reelle Bedienung immer wieder weiter empfehlen werde, wie ich es bereits öfters sehr gerne getan habe.

Nur 1 Mark das Los!
der XV. Strassburger Lotterie
Ziehung sicher 10. November
Günstige Gewinnaussichten
Gesamtbetrag i. W. v.
39000 Mark
Hauptgewinne
12500 Mark
1198 Gewinne zus.
26500 Mark
Lose à 1 Mk.
11 Lose 10 Mk. Porto u. Liste 25 ₰ extra.
empfiehlt das General-Debit
J. Stürmer,
Strassburg i. E. Langstr. 107.

In Hattingen bei W. Zschau. In Hattingen bei W. Zschau.

Flechten- oder Asthmakranke,
auch solche, die nirgends Heilung fanden, verlangen Prospekte u. beglaubigte Atteste gratis.
E. W. Rolle,
Altona-Bahrenfeld (Elbe).

Schmiede. Stellmacherei.

Heinr. Grillmeier, Bochum,

Wagenbau-Anstalt mit Kraftbetrieb.
Hernerstr. 77, gegenüber der elektrischen Centrale.
Fernsprecher 1242.

Anfertigung von Luxus-, Geschäfts- u. Reklame-Wagen



modernster Bauart nach Zeichnung in tadelloser Ausführung.
Reparaturen u. Neulackierung schnell und gut bei billigster Berechnung.
Ersatzteile speziell für Achsen, sowie neue Räder jeder Dimension stets auf Lager.
Laternen in jeder Preislage. Wagenheber und Achsenöl
Große Auswahl in neuen u. gebrauchten Wagen
Lackiererei. Sattlerei.

Wasche mit
Henkel's
Bleich-Soda
überall zu haben.



Bringe mein
Grabsteinlager

in empfehlende Erinnerung. Durch günstige Abschlüsse und Verbindungen mit größeren Werken ist es mir möglich, billiger wie jede Konkurrenz zu liefern. Verarbeite nur gesundes, wetterfestes Material, wofür ich volle Garantie übernehme. **Grösste Auswahl schöner Denkmäler** in schw. Granit, Marmor und Sandstein stets vorrätig.
Zeichnungen werden auf Wunsch kostenlos zur gefl. Ansicht zugesandt.
Ferner empfehle ich mich zur Herstellung aller
Sculptur-Arbeiten,
wie **Statuen, Gruppen religiösen und weltlichen Inhalts, Ornamente an Bauwerken** u. s. w.
W. Peters, Bildhauer,
Königssteele-Kupferdreh.

Lebensfreude.

Sprüche und Gedichte, gesammelt von **P. J. Tonger.** 160 Seiten 8°, prachtvolle Ausstattung, hübscher Leinwandband Mk. 1.—

An Hand goldener Sprüche und Gedichte stellt das Werkchen als erste Forderung, daß man sich der Welt freue, aber in der idealen Form einer Freude, wie sie einem reinen Herzen entstammt. Es zeigt, daß die Freude Quelle jeder Tugend ist, daß aus ihr die Zufriedenheit entspringt, durch sie die Arbeit zur Lust wird, die Liebe zur Menschheit erwächst und so einem Glück die Wege gebahnt werden, das mit dem flüchtigen Fußes dahinjagenden nichts gemein hat.
Vorrätig in allen Buch- und Musikalienhandlungen, oder direkt vom Verleger, portofrei gegen vorherige Einsendung des Betrags.
Verlag von **P. J. Tonger, Köln a. Rh.**

HARMO-

niums in grösster Auswahl, die weltbekannten, amerikanischen Qualitäts-Instrumente von Mason & Hamlin und Estey empfiehlt als Alleinvertreter, deutsche Harmoniums mit Druck- und Saugsystem, Pedalharmoniums, auch zur Miete und gegen Raten
Rud. IBACH Sohn
Kais. u. Königl. Hof-Flügel- und Pianino-Fabrikant.
Alleinvertreter d. Klavierspielapparate **Pianola** u. **Aeriola**
Barmen,
der seit 1906 am Schwebe-Bahnhof Rathauserbrücke Barmen, Eingang Gemarkerufer, ein Spezial-Musterlager von über 100 Harmoniums unterhält und Kaufliebhabern die grössten Vorteile bietet, weil er unbedingte Gewähr leistet, genau wie für seine eigenen Fabrikate, so auch für die von ihm vertriebenen Harmo-
NIUMS.

TRUNKSUCHT

Beseitigung radikal und gefahrlos (unt. Garantie) mit und ohne Wissen des Trinkers. Anweisung mit vielen amtlich beglaubigt. Attesten gegen 50 Pfg. in Briefmarken. Porto 20 Pf.
Gesellschaft Sanitas, Binningen, Schweiz.

Wasche mit
LUHNS
wäscht am besten

Monogramme

Größtes Lager.
Papierhandl. R. Hartung,
Witten, Bismarckstr. 2.

Rheumatismus- u. Asthma-Kranke
erhalten unentgeldlich und gerne aus Dankbarkeit Auskunft, wie mir, von vb. Leiden geholfen wurde.
Ernst Seemann, Werkmstr. Zwickau Sa. Nr. 82, äuß. Schneeberger Str. 19.



Christbaum-Engelgeläute!

Nr. 4000. Wir offeriren dasselbe genau wie nebenstehende Abbildung mit 6 hochfeinen vergoldeten **Engeln, Stern und 3 abgestimmten ff. vernickelten Glocken.**
Letzte Neuheit übertrifft alles bish. Dagewesene, p. St. **nur 1 Mk.**
Nr. 4001. Dasf. in einf. Ausführung **90 Pfg.** No. 4002. Dasf. hochel. m. Lametta-Blumen Verzierung **M. 1.30.** Porto extra.
Kein Weihnachtsbaum soll ohne unser herrliches Geläute sein. Bestellen Sie bitte sofort, da der Andrang vor dem Feste ein ganz gewaltiger sein wird. Versand unter Nachnahme oder Vorauszahlung d. Betrages. **Garantieschein.** Umtausch oder Geld zurück. **Christbaumschmuck, Glaskugeln, Weihnachtskerzen** etc. in feinster Ausführung zu billigsten Preisen.
Umsonst und franko ohne Kaufzwang versenden wir unseren neuesten **Pracht- u. Weihnachts-Katalog** zirka 4000 Gegenstände enthaltend, über **Solinger Stahlwaren, Haus- und Küchengeräte, Gold-, Silber- und Lederwaren, Uhren, Pfeifen, Musikwerke, Kinderspielwaren etc.**
Marcus & Hammesfahr Stahlwarenfabrik „MOBIL"
Versandhaus ersten Ranges. Wald No. 799 b. Solingen.

Agent ges. z. Verk. unser berühmt. **Zigarr.** Vergüt. ev. 250 M. mon. u. m. **H. Jürgensen & Co.,** Hamburg 22

Sichere Lebensstellung bei hohem Einkommen!
Den **Alleinverkauf** gesetzlich geschützt. Bedarfs-Massenartikel, die **jeder kauft,** vergeben wir an
Leute aller Stände.
Kapital u. Kenntnis nicht nötig. Auskunft gratis „Industrie" in Grevenmacher a. d. Mosel.

Eine der **grössten deutschen Versicherungs-Aktien-Gesellschaften sucht** für **Hattingen** einen **geeigneten**
Vertreter
mit guten Beziehungen. Bestehendes Inkasso wird übertragen sowie **höchste Abschlussprovision** gewährt.
Die Gesellschaft betreibt die Feuer-, Einbruch-, Diebstahl-, Unfall-, Haftpflicht- u. Wasserleitungs-Schäden-Branchen.
Offerten unter **Nr. 2972** befördert **Daube & Co., Köln.**

Ein Gespann
Belgier
Pferde



(Rotschimmel) 1,80 Mtr. hoch, 5—6 jährig, zuverlässig in jedem Geschirr, zusammen oder einzeln zu verkaufen.
Ernst Dahl,
Villa bella riva, Hattingen.
Telephon 187.

Auf einer Zeche an der Ruhr wird ein
Kontordiener,
der auch einige Haus- und Gartenarbeiten zu besorgen hat, zum 15. Nov. oder 1. Dezbr. d. Js. gesucht. Zur gleichen Eintrittszeit ein ev.
Dienstmädchen.
Franko-Offerten unter **C. Z. Nr. 50** besorgt die Geschäftsstelle d. Ztg.

Junger
Bäckergeselle u. Lehrling
sofort gesucht
Rich. Stöter-Tillmann, Sprockhövel.

Mehrere jugendliche
Arbeiter
für sofort und für dauernde Beschäftigung gesucht.
Bochum-Lindener Zündwaren- u. Wetterlampenfabrik,
C. Koch, Linden-Ruhr.

Properes, zuverlässiges, kath.
Mädchen od. Wärterin
die in Kinderpflege erfahren, gegen hohen Lohn per Januar oder später nach Münster in W. gesucht.
Näheres Winzerstraße 6.

Wer Stellung sucht verlange die „Deutsche Pakanzenpost" Eßlingen. 912

Das Geheimnis
der Streichholzschachtel!

? Der „Deutsche Volksverlag" hat eine
Hausbibliothek
zusammengestellt, die folgende Bände enthält:
? **Das neue bürgerliche Gesetzbuch** mit Einführungsgesetz und ausführlichem Sachregister.
? **Das Strafgesetzbuch** in der neuesten Fassung mit Einführungsgesetz und ausführlichem Sachregister.
? **Das Reichskochbuch,** ein unentbehrliches reichhaltiges Hilfsbuch für jede sparsame Hausfrau, elegant gebunden.
? **Unsere Gesundheit und das neue Naturheilverfahren nach Bilz.** Mit 10 Abbildungen.

Alle 4 Werke zu dem enorm billigen Preise von 2 Mk.
Noch nie dagewesen! **Sonstiger Ladenpreis 7,50 Mk.** Noch nie dagewesen!
Nur solange der Vorrat reicht.

? Die Bibliothek bildet eine Anschaffung von bleibendem Wert.
Um auch den Blick weiterer Kreise auf sein Unternehmen zu lenken und das Angebot rege zu machen, veranstaltet der Verlag ein
Preis-Ausschreiben,
? an dem sich **jedermann** beteiligen kann, auch der, der noch nicht im Besitze der genannten Bücher ist. Besondere Kosten oder eine sonstige Gegenleistung hat niemand von den Preisbewerbern zu tragen.
? **Der Verlag hat eine gewöhnliche, volle Streichholzschachtel Herrn Bücherrevisor Gebauer, Berlin S., versiegelt in Verwahrung gegeben und fordert jedermann auf, ihren Inhalt an Streichhölzern anzugeben.**
? Die Schachtel wird von dem ger. vereid. Bücherrevisor zur **Preisverteilung** Ende Dezember geöffnet und ihr Inhalt ausgezählt werden. Die Preise werden gemäß § 659 II des Bürg. Gesetzbuches verteilt. Die Lösungen sind auf den unten vorgedruckten Lösungszettel zu schreiben. Die Prämiirungsliste geht den Preisträgern gedruckt zu. Von den
? **500 Preisen**
führen wir nur an:
1 eleg. Salonpianino
2 Fahrräder, 2 Nähmaschinen, 10 Photographie-Apparate, 20 Herren- und Damen-Uhren, etc. etc.

Hier abtrennen:
Lösungszettel.
Auflösung: ..... Name, Wohnort und Straße: .....
Hier abtrennen!
Bestellzettel.
Ich bestelle hiermit beim **Deutschen Volksverlag die Hausbibliothek.** Der Betrag von Mk. 2,00 und 35 Pf. für Porto — ist in Marken beigefügt — folgt per Postanweisung — ist zuzüglich 20 Pf. durch Nachnahme zu erheben. Nichtgewünschtes bitte zu durchstreichen.
Name: .....
Wohnort und Straße: .....
Bestellen Sie sofort; alle Sendungen sind zu adressieren an
Deutscher Volksverlag, Berlin S. 14.
(Redakteur Winterfeldt).